

Die Gründe für die Erhaltung der Cultur.

Von

A. Vierkant.

Berlin.

Eine wesentliche Eigenschaft der menschlichen Cultur besteht darin, dass die einzelnen Culturgüter Gruppen von festen Formen bilden, von denen alles menschliche Leben umfasst wird, in denen es verläuft. Das gilt sowohl für Sitte, Recht und Cultus, wie für die Sprache, die Denkgewohnheiten und allgemeinen Anschauungen eines Volkes sowohl auf dem ethischen, wie dem religiösen, dem politischen und anderen Gebieten, wie auch für die Erscheinungen der Technik und Wirthschaft, die verschiedenen Berufsarten oder die wissenschaftliche und künstlerische Thätigkeit. Ueberall findet der Einzelne hier feste Geleise vor, in denen er sich im allgemeinen ebenso weiter bewegt, wie es die andern vor ihm gethan haben und neben ihm thun. Die vorliegende Abhandlung versucht die Frage zu beantworten: auf welchen Ursachen beruht dieses Weiterbestehen der einmal vorhandenen festen Formen, diese Erhaltung der Cultur? ¹⁾ Im wesentlichen dieselbe Frage hat bereits Tarde in seinem epochemachenden Buche »Les lois de l'imitation« zu beantworten gesucht. Zwar spricht er dort nur von der Bedeutung der Nachahmung für das Bestehen der Gesellschaft und Cultur. Aber diese Nachahmung ist bei ihm ein sehr complexer Begriff, der bei genauerer Betrachtung eine Fülle einzelner Factoren in sich fasst. Die folgende Skizze, die

1) Die analoge Frage für die Erhaltung der Gruppe hat bereits Georg Simmel behandelt: Schmoller's Jahrbücher, Bd. 22, S. 235—286 (»Die Selbsterhaltung der socialen Gruppe«).

unter Zurückdrängung aller Details lediglich die Hauptpunkte summarisch zu markiren versucht, unterscheidet sich von diesem Buch im Princip vor allem dadurch, dass sie die Analyse des complexen Thatbestandes weiter zu führen bestrebt ist.

Dass bei der Erhaltung der Cultur die Reflexion, die bewusste Rücksichtnahme auf den Nutzen nur eine verhältnissmäßig geringe Rolle spielt, liegt bei den meisten Culturgütern auf der Hand. Auch hier erweist sich jener Individualismus der Aufklärung als unzulänglich, der — eine fast unvermeidliche Folge ihres psychologischen Substanzbegriffes und ihres Intellectualismus — die einzelnen Culturgüter als durch und für die isolirten Individuen geschaffen betrachtet. Zu lösen vermögen wir unser Problem vielmehr nur, wenn wir von der Thatsache ausgehen, dass alle Culturgüter überindividuelle Gebilde sind, dass es sich bei ihrer Erhaltung also um Bethätigungen des Gesamtgeistes handelt, wobei wir mit Wundt unter dem letztgenannten Begriff »die thatsächliche Wirklichkeit aller der psychischen Vorgänge« verstehen, »die innerhalb einer bestimmten Gemeinschaft durch die Wechselwirkungen der psychischen Energien der Einzelnen zu Stande kommen«¹⁾. Bei dieser Auffassung verliert der Begriff des Gesamtgeistes den mystischen und unwissenschaftlichen Charakter, den ihm die Denkweise der Romantik beigelegt hatte und die populäre Denkweise noch heute beilegt, indem sie ihn in geheimnissvoller, undefinirbarer Weise als ein Wesen auffasst, das zwischen und über den Einzelnen eine selbständige Existenz fristet. Begreiflich wird diese Verirrung, die einen fast unvermeidlichen Rückschlag gegen den Individualismus der Aufklärung bildet, durch das ausgesprochene Missverhältniss von Ursache und Wirkung, das uns hier wie bei allen Bethätigungen des Gesamtgeistes entgegentritt. Auch bei unserem Problem verleugnet es sich nicht. Auf der einen Seite ein System von objectiven Gebilden, die wie Sprache, Sitte, Religion u. s. w. selbständig über dem Einzelnen schweben und an Wirksamkeit ihm weit überlegen sind. Das Individuum wächst von vornherein in sie hinein und ist im allgemeinen nicht im Stande einen erheblichen Einfluss auf sie auszuüben, während

1) Wundt, Logik² II, 2, S. 295. Vgl. Wundt, Ethik² S. 499 und Wundt, System der Philosophie, S. 591.

es umgekehrt von ihnen aufs stärkste beeinflusst wird. Auf der anderen Seite eine Reihe von Processen, denen jede Absicht der Erhaltung der Culturgüter fern liegt, die nicht einmal ein Bewusstsein der entsprechenden Wirkung in sich enthalten, und die von so geringer Absichtlichkeit und von so geringer Stärke sind, dass überhaupt erst eine nachträgliche Reflexion sie sich zum Bewusstsein zu bringen vermag. Ein System von objectiven, über den Einzelnen schwebenden festen Formen als einen beiläufigen Effect derartiger Bewusstseinsvorgänge zu begreifen erscheint auf den ersten Blick als ein verzweifelttes Unternehmen. Allein das geistige Leben wird allgemein von einem derartigen Missverhältniss von Ursache und Wirkung, von einer Tendenz der Selbststeigerung beherrscht, von der wir als besondere Fälle mit Wundt das Princip der schöpferischen Synthese, das Wachsthum der geistigen Energie und die Heterogonie der Zwecke anführen können¹⁾. Unsere Aufgabe beschränkt sich daher darauf, im vorliegenden Falle diese merkwürdige Thatsache, die wir als von vornherein gegeben hinnehmen müssen, uns durch eine möglichst eingehende Beschreibung und Zergliederung der einschlägigen Erscheinungen nach Kräften verständlich zu machen.

Wir stoßen dabei freilich auf gewisse Schwierigkeiten, auf die wir hier zunächst kurz hinweisen. Es sind ihrer wesentlich drei. Sie wurzeln in der allgemeinen Natur des geistigen Lebens und der Unmöglichkeit, sie adäquat darzustellen. Erstens kann die Analyse der Erscheinungen nicht den Grad erreichen, der dem logischen Bedürfniss genügen würde. Sie kann nur »Theilinhalt des Bewusstseins« analysiren, »deren jeden sie als einen unlösbaren Zusammenhang von Eigenschaften festhält, die stets an einander gebunden und daher in diesem Sinne unanalysirbar sind«²⁾. Die Zergliederung führt also immer wieder auf complexe Vorgänge; es lässt sich daher eine partielle Wiederholung nicht vermeiden, insofern gewisse elementare Prozesse bei verschiedenen Complexen zur Darstellung kommen. Zweitens geht die Analyse in anderer Beziehung oft zu weit. »Alle jene Theilinhalt des Bewusstseins, welche die psychologische Analyse unter-

1) Vgl. Wundt, Logik² II, 2, S. 267—281. Wundt, Ethik² S. 265. Wundt, System der Philosophie S. 314—318 und S. 343—345.

2) Wundt, Logik² II, 2, S. 60.

scheidet und zum Zweck der wissenschaftlichen Verständigung nothwendig unterscheiden muss«, sind ja in Wahrheit »nicht real getrennte oder auf ein einziges gleichartiges Element zurückführbare That-sachen«, sondern »unauflöslich an einander gebundene Bestandtheile unseres geistigen Lebens, so dass irgend ein psychischer Erfolg niemals aus einem der Theilinhalt allein, sondern immer nur aus ihrer aller Verbindung abgeleitet werden kann«¹⁾. Die isolirende Darstellung muss diesen Zusammenhang zunächst vernachlässigen; sie kann aber »den Fehler einer Umwandlung der Abstractionsproducte in reale Vorgänge« durch eine »nachfolgende Synthese« vermeiden. Diese Synthese werden wir im Folgenden jedoch zum großen Theil dem Leser überlassen. Selbst jene Wechselwirkung zwischen den Einzelnen oder zwischen einem Einzelnen und der ihn umgebenden Gruppe, die bei jeder einzelnen der im Folgenden erörterten Ursachen zur Geltung kommt, werden wir nur theilweise explicite darstellen, in anderen Fällen denjenigen Theil der Vorgänge, der sich in dem Einzelnen abspielt, isolirt zur Darstellung bringen. — Ein dritter Fehler der Darstellung besteht darin, dass sie die Stärke und den Grad der Bewusstheit der Prozesse übertreiben muss. Indem diese in die Sphäre der intellectuellen Betrachtung erhoben werden, erscheinen sie uns gleichsam wie in einem Hohlspiegel, gesteigert und übertrieben. Es ist kaum ganz zu vermeiden, dass »die psychologische und die erkenntniss-theoretische Analyse der That-sachen, die nachträglichen Reflexionen des wissenschaftlichen Beobachters und die psychischen Motive der Erscheinungen« in einander fließen. »Der Fehler . . . ist um so schwieriger zu überwinden, weil die logischen Vorgänge, wenn auch nicht in der abstracten Form, in der wir sie . . . zu Grunde legen, doch immerhin in einer alle anderen psychischen Elemente durchdringenden concreten Bethätigung wirklich zu den Grundbestandtheilen des seelischen Lebens gehören«²⁾.

Wir wenden uns jetzt unserem Problem selbst zu. Die Gründe für die Erhaltung der festen Formen der Cultur können wir in zwei Gruppen eintheilen, je nachdem sie vorwiegend unmittelbar der Natur des individuellen Bewusstseins und der Art der innerhalb der

1) Wundt, Logik² II, 2, S. 63.

2) Wundt, Logik² II, 2, S. 61.

Gemeinschaft stattfindenden Wechselwirkungen oder vorwiegend der Natur der Culturgüter selbst, wie sie dem Bewusstsein erscheinen, entfließen. Die erstere Gruppe verhält sich gegen den specifischen Inhalt der jeweiligen einzelnen Culturgüter von vornherein gleichgültig, die letztere entspringt deren wahren oder vermeintlichem Werth. Wir bezeichnen die erstere als die formalen, die letztere als die sachlichen Gründe. Wir beginnen mit der ersteren.

I. Die formalen Gründe.

1) Das Selbstgefühl. Dieses kann sowohl zu Leistungen, welche zu den bestehenden Culturformen in Widerspruch stehen, wie zu solchen, welche mit ihnen in Uebereinstimmung stehen, anreizen. Der erstere Typus, als dessen Beispiel etwa die bekannte That des Herostrat dienen könnte, wird freilich angesichts des Gegengewichtes, welches die sämmtlichen übrigen hier weiter zu betrachtenden Factoren in die Wagschale werfen, sich verhältnissmäßig selten realisiren. Bei dem zweiten Typus kann es sich wieder entweder um Leistungen handeln, die sich nur nach ihrer allgemeinen Qualität aber nicht im einzelnen den bestehenden Formen einfügen, vielmehr, im einzelnen diese zu modificiren oder zu bereichern suchen, oder es kann sich um solche handeln, bei denen sowohl im ganzen wie im einzelnen jene Uebereinstimmung vorhanden ist. Den ersteren Fall repräsentiren Bestrebungen, welche die im allgemeinen bei einer Gruppe gangbaren Mittel, sich Ansehen zu verschaffen, in neuen Modificationen benutzen. Hier handelt es sich also eigentlich gar nicht um das Weiterbestehen, sondern vielmehr um die Neugestaltung von Culturgütern. Insbesondere alles Aufbringen neuer Moden kommt hier in Betracht. Im zweiten Fall treibt das Selbstgefühl den Menschen an, mit den bereits vorhandenen Formen der Gesellschaft sich aus Rücksicht auf die öffentliche Meinung in Uebereinstimmung zu setzen oder zu erhalten. Das Selbstgefühl kann dabei entweder eine positive oder eine negative Wirkung ausüben. Das erstere ist da der Fall, wo die Bethätigung vorhandener fester Formen wegen der damit verknüpften Befriedigung des Selbstgefühls mit einem positiven Lustgefühl verknüpft ist; insbesondere da, wo der Einzelne innerhalb des gegebenen festen Rahmens eine gewisse Selbständigkeit dadurch

entfalten kann, dass er die vorhandenen Bräuche in etwas gesteigertem Maße ausübt. Es kommen hier vorzüglich eine Reihe von Sitten, Umgangsformen und dergleichen in Betracht, besonders Formen, die sich auf Tracht, äußeres Benehmen und ähnliches beziehen. Hier bieten ja die Verhältnisse dem Einzelnen eine gewisse Möglichkeit, sein Benehmen vorzüglich hinsichtlich der Intensität, mit der bestimmte Formen beobachtet werden, etwas zu individualisiren. Besonders weisen wir noch auf jene Bräuche und Formen hin, durch die einzelne Gesellschaftsclassen sich von andern unterscheiden. Welche Befriedigung gewährt z. B. dem angehenden Studenten die strenge Beobachtung aller Formen des Comments! Oder manchen Gesellschaftsclassen die Beobachtung gewisser besonderer Formen, durch die dem Ehrbegriff Genüge geleistet wird! (Siehe Nr. 7.)

In negativer Weise wirkt das Selbstgefühl ebenfalls dahin, den Einzelnen vor Abweichungen von den bestehenden Formen der Cultur zurückzuhalten. Es kommt dabei eine mehr innerliche und eine mehr äußerliche Form in Betracht. Bei der ersteren denken wir vorzüglich an die Wirksamkeit des Pflichtgefühles, welche ja zum großen Theil ein Ausfluss der Selbstachtung ist. Genauer werden wir die Frage, warum Pflichtgefühl und Selbstachtung bei der Bewahrung fester Formen interessirt sind, erst weiter unten beantworten können. (Siehe Nr. 8.) Bekannter und leichter verständlich ist die zweite Art der Wirksamkeit des Selbstgefühles, die Furcht, sich Tadel und Missachtung der Gesellschaft durch ein Abweichen von den gewohnten Bahnen zuzuziehen. Indem wir auch hier die Beantwortung der Frage, warum die Gesellschaft die Verletzung ihrer Lebensgewohnheiten mit Tadel und Missachtung bestraft, auf später verschieben (siehe Nr. 5), beschränken wir uns darauf, die Wirksamkeit dieses Factors an einigen Beispielen zu erläutern.

Wir wählen dazu die Befolgung der Gebote der Etikette und des Herkommens. Wie weit die Ueberwindung von Unlustgefühlen hier gehen kann, zeigen Erscheinungen wie die stoische Ruhe des gefangenen Indianers auf der Folter oder die der Jugend der meisten Naturvölker bei den Pubertätsceremonien, Thatsachen wie der Selbstmord in allen denjenigen Fällen, in denen die Sitte ihn fordert, wie z. B. beim Harikiri der Japaner, oder auch das wesenverwandte Duell. Auf tieferen Stufen ist die Furcht vor Verletzung des

Herkommens im ganzen wohl noch größer als bei uns, weil das Selbstgefühl des Einzelnen dort nicht etwa schwächer, sondern eher stärker entwickelt ist¹⁾, derart dass Fälle, wo Kränkung des Selbstgefühles zum freiwilligen Tode führt, bei den Naturvölkern nichts Seltenes sind²⁾.

Dem Einfluss, den das Selbstgefühl auf praktischem Gebiet auf die Beobachtung des Herkommens ausübt, entspricht ein ganz ähnlicher auf theoretischem Gebiet. Es wirkt auch hier darauf hin, dass der Einzelne sich mit den herrschenden Denkgewohnheiten, bevorzugten Anschauungen, Zeitströmungen, wissenschaftlichen, künstlerischen, politischen, religiösen Moden und dergleichen oder den sittlichen Ideen seiner Zeit nicht in Widerspruch setzt. Zu einem solchen Widerspruch gehört nämlich nicht bloß viel eigene Initiative, sondern mindestens eben so viel Muth und Selbständigkeit. Denn auch hier verhängt die Gesellschaft über Abweichungen dieselbe Missachtung und denselben Tadel wie auf dem praktischen Gebiet. Es gibt in den Augen der meisten Menschen nichts Vernichtenderes für eine Anschauung, als dass sie von niemandem getheilt wird, nichts Lächerlicheres für einen Einzelnen als sich zu einer derartig isolirten Auffassung zu bekennen. Natürlich wird dadurch nicht nur manche thörichte Extravaganz, sondern auch viel Gutes unterdrückt und erstickt. Die übertriebene Werthschätzung, die die Eltern heute mit Vorliebe auf die Erfolge ihrer Kinder in der Schule legen, ist z. B. eine derartige zweischneidige Mode.

2) Die Freude am Können. Sie beruht auf der Verschmelzung zweier Vorgänge, nämlich der Lust an der Thätigkeit und der Regungen des Selbstgefühles. Dass die Thätigkeit als solche unter gewissen Bedingungen und innerhalb gewisser Grenzen von Lustgefühlen begleitet ist, ist sicher. Welche Befriedigung andererseits das Selbstgefühl aus der Bewältigung einer irgendwie gestellten Aufgabe schöpft, ist ebenso klar. Insbesondere spielt dabei die Rivalität eine große Rolle, derart, dass man neben der »Freude am Können«

1) Vierkandt, Naturvölker und Culturvölker. S. 181 ff.

2) Vgl. Richard Lasch: »Besitzen die Naturvölker ein persönliches Ehrgefühl?« Ztschr. f. Socialwissenschaft. Bd. III, S. 837—844.

auch von einer »Freude am Besser-Können« sprechen darf¹⁾. Diese Freude am Können begünstigt die Erhaltung der vorhandenen Culturformen offenbar deswegen, weil diese Formen jener Regung einen bequemen Stoff zur Verfügung stellen. Sie stellen ja gleichsam feste Bahnen dar, in denen die menschliche Energie sich deswegen mit Vorliebe ergießt, weil in ihnen der in Rede stehende Affect am leichtesten seine Befriedigung findet. Besonders für das erste Ausüben einer fest geregelten Thätigkeit, mag sie nun sportlicher oder beruflicher Art sein, kommt dieser Factor in Betracht. Auch die an sich wegen ihrer Einförmigkeit und Unselbständigkeit wenig Befriedigung gewährenden Erwerbs- und Berufsarten werden in der ersten Zeit von den Meisten, die sich ihnen widmen, weil die Thätigkeit innerhalb ihres Rahmens dem Selbstgefühl Genüge leistet, mit einer gewissen Neigung ausgeübt. Und auch bei allen mit dauernder Befriedigung verknüpften Berufen pflegt eben deswegen die Lust zu ihnen am Anfange besonders groß zu sein.

3) Mangel an Initiative. Es handelt sich hier um eine Thatsache, die man auch als Mangel an Spontaneität bezeichnen könnte — um die Thatsache nämlich, dass das menschliche Denken und Handeln im allgemeinen die gewohnten Pfade vor neuen bevorzugt, neue nur widerwillig, selten und unter Anstrengungen beschreitet. Wir gewahren diesen Mangel nicht nur bei den Naturvölkern, wo er sich u. a. darin äußert, dass der Culturschatz eines Stammes viel häufiger durch Entlehnung fremder als durch eigene Schöpfung neuer Culturgüter bereichert wird, sondern auch noch auf der Höhe unserer Cultur z. B. in der Unfähigkeit des Durchschnittsmenschen zum andauernden logischen Denken, wie wir sie tagtäglich im Gespräch um uns beobachten können. Sein logisches Niveau ist bekanntlich durchweg sehr niedrig, nicht bloß bei Männern, die überhaupt nicht logisch geschult sind, sondern auch bei solchen, die innerhalb ihres Berufes höheren Anforderungen genügen, außerhalb seiner aber sofort eine Stufe sinken, derart, dass ihre logische Leistungsfähigkeit gleichsam nur als eine angelernte äußere Fertigkeit, als ein vorübergehend

1) Vgl. Karl Groos, Die Spiele der Thiere. S. 294—296. Karl Groos, Die Spiele der Menschen. S. 248 ff. und S. 498.

angelegtes Gewand erscheint, aber nicht mit ihrem ganzen Wesen verwachsen ist. Aehnlich ist es auf dem Gebiet der Technik und Industrie. So groß ihre Leistungen auch sind, so handelt es sich bei ihnen meist doch mehr um Modificationen und Verbesserungen im Einzelnen als um wirklich bahnbrechende Leistungen. Auf wie wenig selbständigen Schöpfungen z. B. baut sich das ganze Reich der Technik der Kriegsführung auf. Bei den Naturvölkern handelt es sich trotz der verwirrenden Fülle der einzelnen Formen immer nur um einige wenige Grundformen, wie Bogen, Speer, Schild, Keule und Schwert — Formen, die wir bereits auf recht niedrigen Culturstufen antreffen. Auf eine bahnbrechende neue Schöpfung stoßen wir von da ab erst wieder in der Neuzeit in Gestalt der Schusswaffen. Lehrreich ist ferner der Mangel an rationellem Charakter, das Ueberwiegen der Ueberlieferung und des Herkommens über die Zweckmäßigkeit bei den Geräthen des täglichen Lebens, bei den Leistungen des Handwerks und der Industrie — eine Eigenschaft, die Herbert Spencer einmal einer eingehenden Würdigung unterzogen hat.

Wie sehr die menschliche Vernunft selbst im wissenschaftlichen Leben lahmt, das sehen wir ferner an einem einzelnen Beispiel, an der langsamen Entwicklung der Fourier'schen Theorie der Wärmeleitung, die uns Mach mit den folgenden Worten beschreibt: »Jedem, der die Fourier'sche Theorie kennen lernt, wird dieselbe als eine große Leistung erscheinen. Bedenkt man aber, aus was für einfachen Mitteln sich dieselbe zusammensetzt, welche von verschiedenen bedeutenden Menschen in dem Zeitraum von mehr als einem Jahrhundert mühsam unter vielfachen Irrthümern herbeigeschafft worden sind, so darf man wohl glauben, dass dieses Gebäude unter günstigen äußeren und psychologischen Umständen wohl auch in recht kurzer Zeit hätte zu Stande kommen können. Man lernt hieraus, dass auch der bedeutende Intellect mehr dem Leben als der Forschung angepasst ist«¹⁾. In derselben Gedankenrichtung liegt es, wenn v. Helmholtz die Art, wie die großen Probleme gelöst werden, dem planlosen Ersteigen eines unbekanntes Berges vergleicht, bei dem man erst ganz zuletzt eine bequeme Straße erblickt, die man gleich hätte benutzen können; oder wenn Werner von Siemens einmal sagt: »Die

1) Mach, Principien der Wärmelehre. S. 124.

nächstliegenden Erfindungen von principieller Bedeutung werden in der Regel am spätesten und auf den größten Umwegen gemacht¹⁾.

Diesem Mangel an Initiative ist es zum großen Theil zuzuschreiben, dass überall die alten Zöpfe so langsam abgeschnitten werden. Besonders innerhalb der Berufsthätigkeit der Beamtenwelt, aber auch bei andern Berufen und Erwerbsarten ist dieses zum großen Theil aus bloßer Indolenz entspringende Haften am Ueberlebten, Alten häufig zu beobachten. Bei allen denjenigen Berufsarten, bei denen es sich um ein Herrschen und Befehlen handelt, wird die eben angedeutete eine psychologische Wurzel dieses conservativen Hanges deutlich in dem bekannten Worte, das so oft die Erklärung für derartige Erscheinungen abgibt: *Quieta non movere* — ein Wort, das uns so recht die Neigung enthüllt, diejenige Bahn zu bevorzugen, welche den geringsten Widerstand in sich enthält.

Bei diesem Widerstand, den wir hier als Mangel an Initiative bezeichnen, handelt es sich übrigens nicht bloß um den Widerstand des eignen Ich, welches sich schwer neuen Bahnen des Denkens oder Handelns zuwendet, sondern vielfach auch um denjenigen, den die Gesellschaft solchen Neuerungen gegenüber leistet; ein Widerstand, der sich passiv im Ignoriren, Todtschweigen u. dgl., aktiv im Widersprechen, Versuchen der Umstimmung u. ä. äußert. Wir erinnern hier an ein bekanntes Wort des Vicar of Wakefield: Er sei es oft müde geworden im Kreise der Seinigen die Vernunft zu repräsentiren. Die bekannte Beobachtung, dass ein gewisses Maß von Originalität, Selbständigkeit und schöpferischen Leistungen sich leichter in der Einsamkeit als im innigen Zusammenleben entfaltet, ja, vielleicht auch die häufige Familienlosigkeit des Genies dürfte zum Theil dieselbe Wurzel haben.

Dieser Mangel an Initiative lässt den Einzelnen die herkömmliche Form offenbar deswegen bevorzugen, weil sie für ihn den Weg des geringsten Widerstandes darstellt. Das gilt sowohl für das theoretische wie für das praktische Leben. In den Wissenschaften werden die herrschenden Methoden und Anschauungen, in den Künsten die herrschenden Stilarten zum großen Theil nicht bloß oder nicht über-

1) Volkmann, Erkenntnistheoretische Grundzüge der Naturwissenschaften. S. 135.

wiegend wegen ihres innern Werthes, sondern ebenso sehr oder mehr aus reiner Bequemlichkeit, aus Mangel an eigener Spontaneität bevorzugt. Der Druck, den politische und religiöse Parteien durchweg auf das Denken ihrer Anhänger ausüben, selbst solcher Köpfe darunter, die sonst ziemlich selbständig sind, ist ähnlich zu erklären: wer eine festgeprägte Summe von Erscheinungen und Schlagworten nicht nur sich aneignen kann, sondern sich von den verschiedensten Seiten geradezu aufgedrängt sieht, der wird nur mit ziemlichem Kraftaufwand diesem fremden Gut gegenüber seine geistige Integrität zu wahren vermögen. Dass die Bethätigung der verschiedenen Berufsarten, der technischen und wirthschaftlichen Lebensformen sich immer wieder in denselben Bahnen bewegt, ist ebenfalls zum großen Theil hieraus zu erklären. Nicht nur zweckmäßige sondern auch zwecklose oder ganz unzweckmäßige Bestandtheile in ihnen werden auf diese Weise unverdient conservirt. Besonders deutlich kann man die Wirksamkeit dieses Factors auf dem Gebiet der Sitten erkennen. Die Sitte enthält für fast alle wichtigen typischen Erscheinungen und Schwierigkeiten des Lebens feste Bahnen des Benehmens, welche zugleich die bequemste Art darstellen, die etwa vorhandenen Schwierigkeiten zu beseitigen. Wieviel mehr eigener Initiative bedürfte z. B. der Mensch, wenn es keine festen Formen für die Eheschließung oder bei Todesfällen gäbe. Wie die vorhandenen Umgangsformen über manche Schwierigkeiten, insbesondere über starke Spannungen hinweg helfen, indem sie wie mit einem weiten, gestaltlosen Mantel alle starken Affecte verhüllen und daran verhindern, sich sichtbar kund zu geben, ist oft genug gerühmt worden. Diejenigen Gesellschaftskreise, welche über einen besonderen Comment zum Schutz ihrer Classenehre verfügen, besitzen ebenfalls ein bequemes Mittel, die Schwierigkeiten zu lösen, welche für einen Menschen aus der Verletzung seiner Ehre durch einen anderen sich ergeben. Alle diese Formen spielen offenbar eine ähnliche Rolle wie die Auskunft, die man sonst wohl in einer schwierigen individuellen Lage von einem bewährten Freunde erbittet und erhält: sie stellen einen Typus des Benehmens dar, welcher den Einzelnen mindestens durchweg vor Tadel und Missachtung bewahrt, in vielen Fällen auch zu demjenigen Verhalten führt, welches der Situation am meisten angemessen ist.

Der eben betrachtete Factor ist offenbar vorzüglich für diejenigen

Fälle von Bedeutung, wo dem Einzelnen die in Betracht kommenden Formen der Cultur noch neu sind; theils also gegenüber solchen Culturgütern, deren Ausübung ihrer Natur nach dem Einzelnen nur gelegentlich zufällt, wie etwa die Beobachtung bestimmter Sitten und Formen bei den großen Ereignissen des einzelnen Lebens, theils da, wo der Einzelne in die festen Bahnen des Erwerbs- und Berufslebens frisch eintritt. Sowie er sich länger in ihnen bewegt, tritt zu der negativen Wirksamkeit des Mangels an Initiative noch die positive Wirksamkeit eines andern Factors hinzu, zu dessen Betrachtung wir jetzt übergehen.

4) Die Uebung. Ihre für uns wesentlichste Wirkung besteht in der bekannten Erleichterung, welche sie jeder Thätigkeit gewährt. Am deutlichsten ist diese bei allen körperlichen Fertigkeiten, welche einer besonderen Erlernung bedürfen, durch diese aber völlig automatisch werden. Der Gegensatz zwischen der außerordentlichen Anstrengung, welche das Abspielen des einfachsten Musikstückes dem ungeübten Anfänger bereitet, und der automatischen Sicherheit, mit welcher der Geübte das schwierigste Stück auch bei Ablenkung seiner Aufmerksamkeit bewältigt, zeigt uns diesen Einfluss in drastischer Weise. Auf seiner Verkennung beruht die durchgängige Ueberschätzung der Leistungen aller Männer, welche sich an hervorragenden Stellen des öffentlichen oder privaten Lebens befinden. So bedeutend auch die Leistungen aller irgendwie führenden Geister in objectiver Hinsicht, d. h. nach der Seite ihrer Leistungen hin sind, so sind doch die subjectiven Anstrengungen, welche zum Beispiel mit dem Amte eines Ministers oder der schöpferischen Thätigkeit eines großen Gelehrten oder Künstlers verbunden sind, vielfach kaum erheblicher als diejenigen, welche eine Thätigkeit von mehr untergeordneter Bedeutung und mehr mechanischem Inhalte erfordert, weil der Einfluss der Uebung und der Gewohnheit in dem einen Falle eben so sehr wie in dem anderen zur Geltung kommt, und der Grad der Anstrengung sich weniger nach der Höhe der Leistung an sich als nach ihrem Verhältniss zur Durchschnittsleistung des Einzelnen bemisst. Dieser erleichternde Einfluss der Uebung bildet eine der wichtigsten Grundlagen der menschlichen Cultur, indem er eine fortgesetzte Steigerung der objectiven Leistungen ohne ein entsprechendes Anwachsen

der subjectiven Schwierigkeiten ermöglicht. Vor allem hierauf beruht das außerordentliche Missverhältniss zwischen der subjectiven und der objectiven Seite der Cultur, zwischen den ihre Erscheinungen schaffenden Anstrengungen und den von ihnen ausgehenden Wirkungen — ein Missverhältniss, welches immer auf's Neue das Erstaunen des denkenden Beobachters hervorzurufen geeignet ist.

Die Bedeutung der Uebung für die Erhaltung der Culturformen ist danach klar. Sie hält den Einzelnen in ihren festen Geleisen aus einem zweifachen Grunde fest. Erstens macht sie es ihm leichter sich in ihnen als außerhalb ihrer zu bewegen. Namentlich im höheren Alter zeigt sich vorzüglich im Berufsleben die Bedeutung dieses Umstandes in Gestalt der bekannten Thatsache, dass hier die Leistungsfähigkeit innerhalb des Berufes, namentlich in den höheren Berufsarten bis weit über jene Altersgrenze sich erhält oder gar noch steigt, jenseits deren die allgemeine Leistungsfähigkeit vorzüglich neuen und ungewohnten Aufgaben gegenüber bereits wieder herabsinkt. Zweitens wirkt die mit der Uebung verbundene Mechanisirung auf die Regsamkeit und Variationskraft des Geistes lähmend ein, wirkt also in demselben Sinne wie der eben betrachtete Mangel an Initiative. Von den Kreisen des Handwerkers an aufwärts bis zu denjenigen des Gelehrten oder Künstlers, die in ihren Methoden, in die sie sich einmal eingearbeitet haben, auch dann sich noch weiter fortbewegen, wenn diese lange nicht mehr die vollkommensten sind, erstreckt sich diese conservative und lähmende Wirksamkeit der Uebung.

5) Die Macht der Gewohnheit. Sie darf nicht mit dem Werth der Uebung verwechselt werden; die letztere nämlich wirkt positiv, die erstere negativ hemmend, insofern die Uebung ein bestimmtes Thun erleichtert, die Gewohnheit aber als eine Art innerer Zwang den Menschen verhindert, dieses Thun mit einem anderen zu vertauschen. Am bekanntesten ist dieser eigenthümliche Zwang der Gewohnheit bei ganz individuellen Lebensgewohnheiten, deren Ausübung objectiv betrachtet für den Betreffenden keineswegs einen größeren Werth besitzt als die Beobachtung irgend welcher anderen Lebensformen, deren Unterlassung aber, mag es sich auch z. B. nur um die Gewohnheit handeln zu einer bestimmten Stunde einen Spaziergang zu machen, den Betreffenden Unbehagen verursachen würde. Den

Begriff der Gewohnheit verstehen wir dabei nicht nur im praktischen, sondern auch im theoretischen Sinne. Neben Gewohnheiten des Benehmens und Handelns sprechen wir auch von Denk- und Vorstellungsgewohnheiten. Wo z. B. ein Aberglaube, wie derjenige über die verhängnisvolle Macht der Zahl Dreizehn in einem sonst gebildeten und intelligenten Kopf seine Herrschaft behauptet, da kann man die Zähigkeit, mit der er jedem Versuch der Entfernung trotzt, nur mit derjenigen Hartnäckigkeit vergleichen, mit der eine praktische Gewohnheit der täglichen Lebensordnung sich gegen alle Versuche der Abänderung wehrt. Für die Erhaltung der Culturformen ist die Thatsache der theoretischen Gewohnheit wohl noch viel wichtiger als diejenige der praktischen. Die letztere spielt sicherlich für die Erhaltung der festen Formen z. B. innerhalb der Erwerbs- und Berufsarten eine große Rolle, wie man besonders an älteren Personen beobachten kann, denen ihre bestimmte Art ihren Beruf anzufassen so sehr in Fleisch und Blut übergegangen ist, dass sie sich weder in eine Abänderung noch in eine Aufgabe desselben zu finden vermögen. Die Macht der theoretischen Gewohnheit kommt sowohl für das Gebiet der theoretischen wie für das der praktischen Culturgüter in Betracht. Für das erstere handelt es sich um die allgemeinen Anschauungen einer Zeit und eines Volkes, um ihre religiösen, politischen, rechtlichen, philosophischen Ideen u. s. w., um die Voraussetzungen, allgemeinen Lehren und Methoden der Wissenschaften u. ä. Besonders für das letztgenannte Gebiet ist es überall da, wo es sich um allgemeine Principien und Anschauungen handelt, die ebenso einer rationellen Begründung entbehren wie einer rationellen Kritik und Polemik unzugänglich sind, durchaus angebracht von Denkgewohnheiten zu reden, um damit den mechanischen, alogischen, gleichsam versteinerten Charakter dieser Vorstellungen zu bezeichnen.

Für die Natur der hier in Betracht kommenden politischen, religiösen und verwandten Anschauungen gilt dieser Mangel an logischem Fundament und an logischer Anpassungsfähigkeit natürlich in erhöhtem Maße. Wie sehr das menschliche Denken gewohnt ist, sich über diese Grundlage seiner Ueberzeugungen hinwegzutäuschen und ihre logische Wahrheit zu überschätzen, bezeugt die bekannte Argumentation Kant's in seiner Erkenntnisslehre, wonach alle diejenigen Wahrheiten, deren Gegentheil man sich angeblich gar nicht

vorstellen kann, allgemeingültig und nothwendig sind und demgemäß einen überempirischen Ursprung besitzen müssen. Man hat mit Recht dagegen eingewandt, dass schon die bloße Ausnahmslosigkeit derartiger Sätze, das heißt der Mangel abweichender Erlebnisse genügt, um sie subjectiv als nothwendig erscheinen zu lassen, während sie objectiv nichts weiter als durch keine Ausnahme erschütterte Denkgewohnheiten zu sein brauchen.

Auf dem Gebiet der praktischen Culturgüter äußert sich dieselbe Eigenthümlichkeit des menschlichen Geistes darin, dass man sich alle Formen der menschlichen Lebensprocesse, welche ausnahmslos gültig sind, gar nicht als durch irgend welche andere ersetzbar vorstellen kann, sie vielmehr als absolut nothwendig sich denken muss. Der naive Mensch kann sich kaum vorstellen, dass ein anderer anders handeln oder sich benehmen kann, als er selber es gewohnt ist und es um sich sieht. Auf der tiefsten Stufe kann er es z. B. kaum begreifen, dass in einem andern Lande eine andre Sprache gesprochen wird als die seinige, und selbst in den höheren Kreisen stehen die meisten der Opposition gegen gewisse Unsitten der Gegenwart, wie etwa das Trinkgeldgeben, deswegen so indolent gegenüber, weil sie ebenfalls nicht über die Abstractionskraft verfügen, um diese zufällige Form als durch eine andere ersetzt oder einfach beseitigt sich vorstellen zu können. Zum großen Theil eine Folge dieser Kraft der Denkgewohnheit ist das Misstrauen, mit dem die Menschen — je tiefer sie stehen, desto mehr; bei uns wohl am stärksten der Bauernstand — auftauchenden Neuerungen so oft zunächst begegnen. That-sächliche Abweichungen von solchen ausnahmslos gültigen Normen findet man demgemäß durchweg lächerlich, auch wenn sie sachlich um nichts tiefer stehen als dasjenige, an dessen Stelle sie treten. Aus diesem Grunde belächeln wir z. B. die Analogiebildung der Kindersprache, obwohl sie an sich oft sehr zweckmäßig und sinnvoll ist.

Diese Wirksamkeit der Gewohnheit kommt freilich für die Erhaltung der Culturgüter mehr indirect als direct in Betracht, weil sie sich nicht nur bei demjenigen äußert, der ihnen handelnd gegenübertritt, sondern und zwar mindestens der Kopffzahl nach in stärkerem Betrage auch bei denjenigen, die ihnen betrachtend gegenüberstehen. Die letzteren wirken nämlich offenbar auf den ersteren zurück, indem

sie namentlich vermöge der Beeinflussung seines Selbstgefühles ihn in den vorhandenen Bahnen festhalten — ein Zusammenhang, auf den wir später noch näher eingehen werden (s. Nr. 11).

6) Gefühlswirkungen. Die hier gemeinte Wirksamkeit beruht auf einer Verschiebung von Gefühlstönen, vermöge deren diese von dem Inhalt bestimmter Erlebnisse und Vorgänge auf deren sie einrahmende Formen übergehen und diesen dadurch einen Gemüthswerth verleihen. Sowohl der ganze Ablauf des menschlichen Lebens wie insbesondere seine einzelnen ungewöhnlichen großen Ereignisse sind ja überall von festen Formen eingerahmt; zunächst von den Formen der jeweilig in Betracht kommenden Sitten und allgemeiner, gleichsam mehr im Hintergrund, von den festen Formen des Rechtes, der Gesellschaft, des Staates, der Technik, Wirthschaft, Kunst u. s. w. Im Bewusstsein verschmilzt nun das individuelle Leben sammt seinen einzelnen besonderen Ereignissen mit diesem Rahmen und Hintergrund. Demgemäß übertragen sich die Gefühle, welche den persönlichen Lebensablauf begleiten, insbesondere die Erregungen, mit denen seine großen Ereignisse verknüpft sind, wie eben schon angedeutet, auf die sie begleitenden festen Formen. Zunächst hat das allgemein zur Folge, dass diese als etwas ebenso Wichtiges vom naiven Denken erfasst und geschätzt werden wie der Inhalt des Lebens selbst. Wo insbesondere dieser Inhalt ein erfreulicher ist, da wird dann auch der Affect der Freude auf jenen Rahmen sich übertragen und seine Schätzung erhöhen. Einerseits gewinnen so die festen Formen der einzelnen markanten Lebensereignisse sowie manche anderen materiellen Begleiterscheinungen einen großen Gefühlswerth: das naive Denken kann keine Verlobung ohne Ringe, keine Ehe ohne Hochzeit, kein Examen ohne Frack, kein Regiment ohne Fahne sich vorstellen u. s. w. Daraus zum großen Theil erklärt es sich, wie sehr das menschliche Gemüth an den Symbolen der Dinge haftet, oft eben so sehr oder mehr als an diesen selbst. Welche Bedeutung hat z. B. für das Leben der Kirche der Altar, für die Ausübung der Herrschergewalt die Krone! Wie sehr fühlt sich in der Sphäre der Berufsthätigkeit der Einzelne oft mit deren Räumlichkeit, etwa mit seinem Laboratorium, mit der Anstalt, der Fabrik u. dgl. verwachsen! Welche Gefühlswirkung vermögen allgemein alle Arten von Paladien und

ähnlichen Symbolen auszuüben! Diese ganze Art einen Werth in Dinge hineinzutragen, die erst ihre eigenartige Bedeutung gewinnen, können wir am besten an der sexuellen Liebe erläutern, deren idealisirende Wirkung ja bekannt ist. Ueber diese, bei einzelnen Lebensprocessen sich äußernden Wirkungen hinaus aber macht sich noch eine weitere Verschiebung des Gefühles geltend, vermöge deren das ganze Leben des Menschen für ihn wie für seine Mitmenschen mit seinem allgemeinen Hintergrund, mit seinen technischen, künstlerischen, wirthschaftlichen Zuständen, den religiösen, politischen Anschauungen u. s. w. verwächst. Ueberall aber liegt in diesen Dingen offenbar ein Grund, an allen diesen Formen festzuhalten.

In anderen Fällen strahlt das Gefühl nicht vom Inhalt zum Rahmen, sondern von einem Gegenstande zu einem gleichartigen über. In wissenschaftlichen Systemen wird so neben dem Wahren oft das Falsche gleich geachtet und mithin für wahr aufgenommen. Moralische oder ästhetische Verirrungen einer Zeit finden mit deswegen allgemeine Anerkennung, weil sie oft mit den besten Leistungen auf diesen Gebieten eng verknüpft auftreten. Gerade die moralisch hoch stehenden Naturen huldigen oft auch manchen Excessen oder Perversitäten besonders eifrig, weil, sie in Folge ihrer Selbstzucht den Anforderungen ihrer Zeit zu entsprechen sich besonders eifrig bemühen; so etwa einem Uebermaß von Selbstentäußerung in Gestalt der Askese oder den Anforderungen eines übertriebenen Ehrgefühls in Gestalt des Duellwesens oder auf tieferen Stufen den Geboten einer wilden Grausamkeit u. s. w. Auf dem ästhetischen Gebiet verhält es sich zum Theil offenbar analog.

Einen besonderen Fall der in Rede stehenden Gefühlswirkungen bildet weiter die Neigung am Alten zu haften. Freilich handelt es sich auch schon im vorigen Falle eigentlich um ein solches Haften, sofern ja alle festen Formen die Eigenschaft haben alt zu sein. Die Steigerung, die wir hier meinen, beruht aber vorzüglich darauf, dass hier auch das Verwachsen sein dieser Formen mit den vergangenen Geschlechtern für das Gemüth in Betracht kommt. Die Affecte der Verehrung und Liebe, die sich den Vorfahren zuwenden, übertragen sich ebenfalls auf den Rahmen, innerhalb dessen deren Leben verfloßen ist. Sie wirken hier ganz ähnlich verstärkend, wie schon innerhalb des individuellen Lebens es in den meisten Fällen die

Erinnerung an die eigene glückliche Jugend thut, die ebenfalls in ihrem intellectuellen und emotionalen Theile mit derjenigen an den begleitenden Rahmen zu verschmelzen pflegt. Hierauf beruht zum großen Theil die bekannte Thatsache, dass das Alte an sich, unabhängig von seinem eigentlichen Werth, geschätzt wird, oder dass ihm vielmehr ein solcher vom Affecte beigelegt wird auch da, wo die kritische Prüfung keinen hinreichenden Anlass dazu findet. Wie sehr z. B. die Liebe zur angestammten Sprache und Volksart hierin wurzelt, bringen die bekannten Wendungen von der »Muttersprache« oder der »Väter heiligem Brauche« deutlich zum Ausdruck. Die Wirksamkeit dieses Factors hat vielfach auch eine nachträgliche Anpassung der Vorstellungs- und Urtheilskraft an die gegebenen Thatsachen zur Folge, indem sie, dem bekannten Dichterworte entsprechend: Sei im Besitze und du bist im Recht, das Wirkliche als vernünftig erscheinen lässt — eine Thatsache, auf die wir später noch zurückkommen werden.

Da der Grund für die eben betrachtete Erscheinung in Wirkungen des Gefühles liegt, so muss sie sich am deutlichsten da zeigen, wo diese Wirkungen sowohl in positiver wie in negativer Hinsicht zu Tage treten, das heißt da, wo einerseits die betreffenden Institutionen die stärksten Gefühle hervorrufen, und wo anderseits widerstrebende Interessen ihnen am wenigsten entgegentreten. Aus beiden Gründen macht sich jener conservative Hang am wenigsten bei den Erscheinungen des praktischen Lebens geltend, bei denen vielmehr rationelle Rücksichten der Nützlichkeit eine verhältnissmäßig große Rolle spielen. Viel stärker äußert er sich schon im Bereich der Sitten. So manche widersinnig oder gar unsittlich gewordenen Sitten, wie etwa diejenige des Fracktragens bei feierlichen Gelegenheiten, des Leichenschmauses, des Duells, der Jagdfestlichkeiten würden ohne dieses Haften am Alten wohl schon mehr zurückgedrängt oder wie der Brauch des Leichenschmauses früher verschwunden sein. Am stärksten aber macht sich die uns hier beschäftigende Erscheinung da bemerklich, wo sie von dem Affecte einer starken Verehrung getragen wird, namentlich im Gebiete der religiösen und staatlichen Erscheinungen. Wie hervorragend conservativ und ritual die Rechtsformen, die Geschäftsformen und zum Theil auch die Etikette innerhalb der Bureaucratie sind, ist ja bekannt. Bei der Religion können wir bei den primitiven Völkern für diesen conservativen Geist noch einen

besonderen Grund angeben. Die Götter und Geister haben sich bekanntlich vielfach aus den Seelen der Verstorbenen entwickelt oder sind gar mit ihnen identisch. Die Verstorbenen aber gehören im Durchschnitt dem höheren Lebensalter an, in dem das Haften am Alten bekanntlich ausgeprägter ist als in der Jugend, und den Verstorbenen werden dieselben Eigenschaften beigelegt, welche die Lebenden besessen haben. Es hängt hiermit zusammen, dass so oft in den Berichten betont wird, wie die Geister ein besonderes Gewicht auf die Befolgung der Stammessitten legen und jede Verletzung derselben besonders stark bestrafen. Eine außerordentliche Verehrung der staatlichen Gewalt gewahren wir ebenfalls schon bei manchen der primitiven Stämme. Wo sich irgend ein Despotismus ausgebildet hat, da hält er in der Regel mit großem Nachdruck darauf, dass ihm überall mit den Formen der größten Verehrung begegnet wird; die Eitelkeit des Herrschers und die Furcht der Unterthanen wirken dann zu einem entsprechenden Verhalten der letzteren zusammen. Zwischen der fortwährenden Gewohnheit, dem Herrscher Ehrfurcht zu bezeugen, und dem Glauben an seine Machtfülle findet dann offenbar eine naheliegende Wechselwirkung mit dem Ergebniss der Steigerung nach beiden Richtungen hin statt. Wo die Affecte der Furcht und Verehrung der Staatsleitung gegenüber hinreichend stark sind, müssen sie, wie alle Affecte, eine verengende Wirkung auf das Bewusstsein ausüben, dadurch dessen Kritik beeinträchtigen und den Glauben an die Macht der Staatsgewalt über alle Grenzen des Vernünftigen hinaus wachsen lassen. Auch heute noch können wir, wie Herbert Spencer treffend ausgeführt hat, diesen übertriebenen Glauben an die Staatsgewalt beobachten, nur dass er sich bei uns in der Regel weniger auf die Person des Herrschers als theils auf die bestehenden Institutionen und die Kraft der Gesetzgebung, theils auf die Urtheilskraft und Leistungsfähigkeit der einzelnen politischen Parteien und den innern Werth der Majorität bezieht. Auf die Rolle, welche, wie eben angedeutet, die Suggestion dabei spielt, kommen wir später zurück (s. Nr. 9).

7) Das Gruppenbewusstsein. Seine Existenz und Bedeutung ist vielleicht bei uns selbst nicht so deutlich zu beobachten wie bei tiefer stehenden Stämmen, weil bei uns diejenige Einheit, an der man jene Erscheinung zunächst zu constatiren versucht wäre, nämlich

diejenige der Nation, zu groß, der Zusammenhang zwischen ihren einzelnen Individuen zu abstract, zu wenig sinnlicher Natur ist, um das Gruppenbewusstsein unter normalen Verhältnissen noch mit hinreichender Kraft in die Erscheinung treten zu lassen. Wir müssen bei uns schon zu den kleineren Kreisen hinabsteigen um es wahrnehmen zu können. In der Familie, in Vereinen, Berufsclassen, Ständen, bei den Kindern in Schulen und Schulclassen ist es viel deutlicher zu erkennen. Der Dörfler, der auf den Städter oder auf die Angehörigen anderer Dörfer in abgelegenen Gegenden vielleicht noch mit einem Gefühl der Ueberlegenheit der eigenen Gruppe und der Minderwerthigkeit anderer hinabsieht, zeigt es ebenfalls bedeutend kräftiger. Wie stark es bei den Naturvölkern ist, geht z. B. daraus hervor, dass oft der Name eines Stammes wie z. B. der der Innuit mit dem Worte für Menschen schlechtweg identisch ist ähnlich wie die hochgestiegenen Griechen bekanntlich auf alle anderen Völker als Barbaren mit Geringschätzung herabsahen. Das Hinschwinden der Naturvölker vor dem Hauche der europäischen Gesittung erklärt sich bekanntlich zum Theil, wie man besonders bei den Indianern beobachten kann, aus demselben Stammeselbstgefühl, welches sich gegenüber der für sie nicht bestreitbaren Ueberlegenheit der europäischen Cultur tödtlich verletzt fühlt.

Die naheliegende Wirkung dieses Gruppenbewusstseins besteht in der Hochschätzung aller charakteristischen Eigenarten der eigenen und der Unterschätzung aller entsprechenden Eigenarten der fremden Gruppen. Für den naiven Menschen ist die Art, wie er und sein Stamm das Leben ordnet und führt, die einzig vernünftige, neben der alle andern als unvernünftig erscheinen. Auf dem Lande sehen wir noch heute bei uns, wie etwa abweichende Bräuche und dialektische Abweichungen bei Nachbardörfern von dem Dörfler verspottet werden. George Elliot hat uns meisterhaft geschildert wie in einer, freilich schon etwas zurückliegenden Zeit den Weber Silas Marner, der in ein fremdes Dorf einwanderte, dessen Einwohner kaum als einen vollen Menschen gelten lassen wollten. In den höheren Gesellschaftsschichten bemerken wir bei uns ähnlich auf dem Gebiet der Umgangsformen gerade da, wo es sich um ganz nichtige Eigenthümlichkeiten handelt, in allen einigermaßen exclusiv denkenden Gruppen dieselbe Neigung, solche unterscheidenden Merkmale überaus hoch zu schätzen.

Der Neger, der vom Hauch der europäischen Gesittung einmal gestreift ist, zeigt ebenso ein Bestreben, diese in allen ihm erreichbaren und verständlichen Merkmalen, vor allem also in nichtigen Aeußerlichkeiten, oft in antiquirten Moden und verbrauchten Abfällen, nachzuahmen. Er blickt dann als »Hosennigger« stolz auf die Buschleute des Innern herab, deren Unberührtheit solcher Zierrathe entbehrt. Aehnlich beschreibt uns eine Schilderung Passarge's drastisch, mit welchem Hohn die mohamedanischen Fulbe auf die viel tiefer stehenden, nur mit einem Penis-Futteral bekleideten Heiden neger herab blickten, die sich dieses Anzuges vor ihnen weidlich schämten. Der Grund dafür ist klar. Alle Eigenthümlichkeiten, durch die sich eine Gruppe von anderen unterscheidet, verschmelzen für ihr Bewusstsein mit der Vorstellung ihres eigenen Werthes; der Affect, der sich ursprünglich auf den letzteren bezieht, wird dadurch auch auf die Vorstellung der ersteren übertragen. Die Stärke dieses Affectes beruht vorzüglich auf der Fülle der hier in Betracht kommenden Wechselwirkungen. Solche treten zwar bei den meisten der von uns hier der Reihe nach erörterten Factoren auf; doch möge es genügen ihre Art an diesem einen Fall zu erläutern. Einerseits finden sie in der bekannten Weise zwischen den einzelnen Individuen statt, indem die Kundgebungen jedes Einzelnen auf den Affect aller anderen verstärkend einwirken; anderseits existirt bei jedem Einzelnen zwischen dem Selbstgefühl selbst und seinen Bethätigungen eine analoge Wechselwirkung wiederum mit accumulativer Tendenz. Beide Systeme potenziren sich natürlich gegenseitig. Für die Stärke des so erzeugten Gefühles führen wir hier noch das folgende Beispiel an. Bei den Bella-Bella auf Vancouver ist der Lippenpflock zugleich ein Abzeichen des Ranges, da bei jeder Vergrößerung des Pflockes ein kostspieliges Fest gegeben werden muss. Cunningham belauschte einmal den Streit zweier Damen dieses Stammes, deren eine endlich ihren Lippenpflock als entscheidenden Trumpf ausspielte, indem sie schrie: »Was bist Du denn? Hast Du vielleicht eine so große Lippe wie ich, hast Du so viele Geschenke gegeben wie ich? Geh nach Hause, und wenn Du mit einem so großen Pflock wiederkommst, wie ich habe, dann wollen wir weiter reden!« Die andre ließ den Kopf hängen und schlich davon¹⁾.

1) Schurtz, Urgeschichte der Cultur. S. 65.

Die Wirkung dieses Gruppenbewusstseins auf die Erhaltung der Culturgüter liegt auf der Hand. Aus der Hochschätzung der Eigenthümlichkeiten der Gruppe ergibt sich ein Bestreben, an ihnen fest zu halten und zwar sowohl aus einem positiven wie aus einem negativen Grunde: aus einem positiven, weil alle jene Eigenthümlichkeiten als werthvoll an sich empfunden werden, und aus einem negativen, weil man der Vermengung mit anderen Gruppen dadurch vorbeugen will. Das Verhalten des Einzelnen wird durch dieses Bestreben sowohl unmittelbar wie mittelbar beeinflusst. Unmittelbar sucht er selbst aus den genannten beiden Gründen alle Eigenthümlichkeiten seiner Gruppe zum Ausdruck zu bringen, mittelbar aber kommt die Wirkung der Gruppe auf ihn in Betracht, sofern sie den Wunsch hat, dass jeder ihrer Angehörigen in seinem Benehmen von den Eigenthümlichkeiten der Gruppe nicht abweicht.

Die Stärke, mit der der hier betrachtete Factor wirkt, ist bei verschiedenen Gruppen verschieden. Sie hängt davon ab, ob der Einzelne sich mit seiner Gruppe stark oder schwach verknüpft fühlt, mehr oder weniger in ihr aufgeht. Der Grad dieses Aufgehens hängt wieder von drei Umständen ab. Erstens nimmt er mit der wachsenden Höhe des geistigen Lebens ab, weil diese die Individuen immer mehr differenzirt. Zweitens nimmt er unter sonst gleichen Umständen mit dem Umfange der Gruppen ab, weil der wachsende Umfang sowohl die Gleichartigkeit des Bewusstseinszustandes wie auch die Uebersichtlichkeit und die sinnliche Anschaulichkeit des Zusammenhanges beeinträchtigt. Wir berühren damit schon den dritten Factor, welcher in der Art des Zusammenhangs besteht. Je mehr der Zusammenhang sinnlicher und anschaulicher Natur ist, desto stärker ist er, während er in dem Maße sich abschwächt, in dem er einen abstracteren Charakter annimmt. Steigen wir daher von tieferen zu höheren Stämmen auf, indem wir immer das Volk als Gesamtheit im Auge behalten, so vereinigen sich alle drei Umstände, um das Gruppenbewusstsein zu vermindern. Günstiger gestaltet sich das Verhältniss auf höheren Stufen, wenn wir zu kleineren Gruppen herabsteigen, z. B. zu einzelnen Berufsklassen oder einzelnen Gesellschaftskreisen. Wenn einzelne von ihnen, z. B. der Officierstand, sich durch ein besonders starkes Gruppenbewusstsein auszeichnen, so kann man auch hier wohl noch die relativ starke Wirksamkeit des ersten

und dritten Factors dafür verantwortlich machen. Mit dieser stärkeren Wirkung des Gruppenbewusstseins innerhalb engerer Kreise hängt es zusammen, dass es bei uns von viel größerer Wirksamkeit als für ernsthaftige Culturgüter für gewisse Aeüßerlichkeiten und einzelne Modethorheiten ist.

8) Die Nachahmung. Ihre Wirksamkeit zeigt sich vorzüglich auf zwei verschiedenen Gebieten. Erstens auf demjenigen der persönlichen Lebensführung und zweitens in einer Reihe von Erscheinungen, die man wohl auf einen besonderen Unterordnungstrieb hat zurückführen wollen. Bei der persönlichen Lebensführung denken wir an die Art und Weise, wie der Einzelne sein Leben in den großen Hauptzügen zu ordnen pflegt, wie er sich mit den ernstesten Aufgaben des Lebens auseinandersetzt und seine Muße ausfüllt, also sowohl an die Arbeit wie an den Sport, den Genuss, die Formen des Zusammenlebens und dergleichen. Auch die Beobachtung so mancher Sitten, z. B. derjenigen, die die großen Ereignisse des einzelnen Lebens einrahmen, wie die Sitte der Taufe, der Hochzeit, des Begräbnisses, gehört offenbar zum Theil hierher.

In allen diesen Dingen ist der Einfluss der Nachahmung unverkennbar. Auf den Gedanken ein Haus zu kaufen, eine Ehe einzugehen, eine Vergnügungsreise zu unternehmen oder eine bestimmte Art von Sport zu treiben, bestimmte Berufe zu ergreifen u. a. würden die wenigsten Menschen kommen, wenn sie nicht die Vorbilder dazu fortwährend um sich sähen. Bedürfte es noch eines besonderen Beweises für diesen Einfluss der Nachahmung, so könnte man sich auf das Missverhältniss berufen, das hier, wie so oft im Leben, zwischen Zweckmäßigkeit und Zweckbewusstsein herrscht. Alle die genannten Handlungen und Maßnahmen sind wegen der mit ihnen verknüpften Werthe offenbar als zweckmäßig zu bezeichnen, aber ein auch nur einigermaßen klares Bewusstsein davon hat der Einzelne, wenn er sie ins Werk zu setzen beginnt, offenbar nicht. Wundt ist deswegen mit Recht nicht abgeneigt, auch auf diese Erscheinung des menschlichen Lebens den aus der Thierwelt entnommenen Begriff des Instinctes anzuwenden¹⁾.

Zwei Gründe können vorzüglich für diese Nachahmung angegeben

1) Wundt, Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele. ² S. 432.

werden. Erstens wird die Befriedigung, welche mit den einzelnen Genüssen und Gütern des Lebens verbunden ist, wie der Einzelne es bei anderen verlaufen sieht, von ihm als Zuschauer in seinem Bewusstsein vorweggenommen und wird so für ihn zu einem Motiv sein Leben in dieselben Bahnen zu lenken. Einen Sport wie das Radfahren z. B. lernen die meisten Menschen offenbar wegen des Genusses, der nach den Schilderungen der in ihm bereits Einheimischen mit ihm verknüpft ist. Ein zweiter Grund liegt in gewissen Wirkungen der Suggestion. Wir kommen auf ihn im nächsten Abschnitt zu sprechen und weisen hier nur auf einzelne Beispiele hin, wie auf den Einfluss, den oft das suggestiv wirkende Vorbild einzelner hervorragender Persönlichkeiten auf die Berufswahl, oder auf denjenigen, den etwa eine herumziehende Indianertruppe auf die Spiele der Kinder ausübt.

Wir kommen jetzt zu einer Reihe von Erscheinungen, die man unter den Begriff der Unterordnung subsumiren kann und bei denen man auch wohl von der Wirkung eines Unterordnungstriebes sprechen darf, falls man die logische Reserve nicht außer Augen lässt, die bei der Anwendung eines zusammenfassenden Ausdruckes für gewisse complexe Gruppen von Erscheinungen nothwendig ist. Es handelt sich hier um die Thatsache, dass der Einzelne sich in gewisse überindividuelle Ordnungen, welche theils dem Gebiete des Berufslebens, theils dem Gebiet der Sitten insbesondere der Lebensformen angehören, willig und mit einer gewissen Freudigkeit einfügt und sich ihren Tendenzen auch da, wo sie sich gegen das eigene Interesse oder Wohlbefinden richten, nicht widersetzt. Schon beim Spiele der Kinder zeigt sich eine derartige Willigkeit der Einordnung in die Regeln des Spiels in einer mit der sonstigen Unbändigkeit der kindlichen Natur in auffallendem Gegensatze stehenden Weise. Auch das Benehmen der Kinder gegenüber den Eltern wird mit von diesem Triebe, nicht etwa bloß von der Furcht oder der Liebe bestimmt. Im Schulleben der Kinder zeigt sich derselbe Trieb in Gestalt des Gerechtigkeitssinnes, der eine verdiente Strafe ohne Auflehnung, ohne Hass gegen den Lehrer auf sich nimmt, sowie überhaupt in Gestalt der bekannten Thatsache, dass die strengsten Lehrer in der Regel, wofern sie nur gerecht sind, sich der größten Zuneigung erfreuen. Aehnlich ist aus manchen Schilderungen der Gauner- und Verbrecher-

welt bekannt, wie die strengsten und klügsten Polizeibeamten im allgemeinen durchaus nicht gehasst, sondern eher mit einem aus Furcht, Bewunderung und Neigung gemischten Gefühle betrachtet werden. Und endlich ist derselbe Charakterzug am Neger von vielen Beobachtern constatirt worden. Aehnlich wie ein Kind in der Schule unterwirft er sich einer verdienten Strafe ohne Murren und ohne einen Hass gegen den sie verhängenden Europäer zu fassen. Im Bereich der Culturformen im engern Sinn bethätigt sich dieser selbe Unterordnungstrieb, wie oben schon erwähnt, als die freiwillige Einfügung in die großen Formen des menschlichen Lebens, theils diejenigen des Berufes, theils diejenigen, welche dem Gebiete der Sitte und Sittlichkeit angehören. Er bildet also einen weitem Factor, welcher ebenfalls zu gewissen Thatsachen der Nachahmung führt¹⁾. Der Grund für alle diese Erscheinungen der Unterordnung liegt in einer Verbindung zweier Bewusstseinszustände. Nämlich einerseits in einem Gefühle der Bewunderung, der Verehrung, der Furcht, der Liebe, anderseits in dem Bestreben, es der mit solchem Gefühle betrachteten Person gleich zu thun, also abstract ausgedrückt einerseits in einem Gefühle der Distanz und anderseits in der Tendenz diese Distanz zu überbrücken. Beide Bewusstseinszustände brauchen sich dabei nicht auf eine Person, sondern können sich auf ein objectives Gebilde, eine bestimmte Lebensordnung, eine Berufsordnung, sittliche Normen, conventionelle Regeln wie beim Spiel und dergleichen beziehen. Der Bezug auf sie kann dabei durch einzelne autoritative Personen, welche diese Ordnung repräsentiren, vermittelt werden. Er kann aber auch ein unmittelbarer sein vermöge der allgemeinen Fähigkeit des menschlichen Bewusstseins, unpersönlichen Gebilden ähnliche Gefühle entgegenzubringen wie persönlichen. Je nachdem der eine oder andre Bestandtheil überwiegt, ergeben sich zwei Typen.

1) Ueber die Erscheinungen des Unterordnungstriebes vgl. Groos, Spiele des Menschen S. 436—448 und Mark Baldwin, Das sociale und sittliche Leben erläutert durch die seelische Entwicklung S. 8—18. Leider fehlt bei beiden eine Analyse und Erklärung der Erscheinungen. Eine solche, die sich auch auf die Thatsache der Nachahmung erstreckt, findet sich dagegen bei B. Gurewitsch, Die Entwicklung der menschlichen Bedürfnisse und die sociale Gliederung der Gesellschaft (Staats- und socialwissenschaftliche Forschungen, Bd. XIX, Heft 4) S. 47—49, bei Tarde, Les lois de l'imitation, chap. IV et VI, bei Spencer, Principien der Sociologie, Bd. III, § 423; bei Lotze, Mikrokosmos 4 II, 437.

Wo das Gefühl der Distanz am stärksten ist, da ergibt sich ein Zustand innerer Verehrung, der sich den Werth der geschätzten Person oder des geschätzten Objectes innerlich anzueignen bestrebt ist und diesen inneren Zustand in Handlungen und eine Art des Benehmens umsetzt, welche dem verehrten Vorbild entsprechen. Wo aber das Streben, es dem letzteren gleich zu thun, ausschlaggebend ist, da entsteht das Verlangen, sich durch Einfügung in die einmal bestehende Ordnung eine äußere Anerkennung zu verschaffen entweder von Seiten der diese Ordnung verkörpernden Person oder von Seiten des Publikums. Im ersteren Fall wird das Selbstgefühl mehr innerlich, im letzteren mehr äußerlich befriedigt. Zur Erläuterung erinnern wir nochmals an das vorhin erwähnte Benehmen des Negers der europäischen Cultur gegenüber. Einerseits hat der Schwarze ein deutliches Bewusstsein der Ueberlegenheit unserer Gesittung und blickt demgemäß zu ihr empor; aber nicht immer mit Verehrung, sondern oft auch mit einem aus Furcht und Trotz gemischten Affect. So überwiegt bald der erstere, bald der zweite Typus, und besonders den übrigen Eingeborenen gegenüber kommt nur der letztere zur Geltung. — Ein weiterer Grund für die Erscheinungen der Unterordnung kann in gewissen Einflüssen der Suggestion liegen, auf die wir jetzt zu sprechen kommen.

9) Die Suggestion. Ihr Charakteristisches besteht bekanntlich in dem Einfluss, den bestimmte psychische Einwirkungen auf den Bewusstseinsverlauf eines Menschen ausüben. Ganz allgemein kann man wohl von einer Neigung auch des isolirt gedachten Menschen sprechen, irgendwie in ihm auftauchende Vorstellungen ohne weiteres für richtig zu halten und irgendwie in ihm entstehende Impulse zu Bewegungen oder Handlungen in diese selbst umzusetzen. Ueberall wo durch Einwirkung eines anderen diese Tendenzen über ihr natürliches Maß verstärkt werden, sprechen wir von Suggestion. Den Grund für diese suggestive Einwirkung erblicken wir mit Wundt in einer Verengung des Bewusstseins¹). Eine solche wird ursprünglich durch bestimmte Sinnesreize oder durch die Macht der Affecte, später daneben auch durch die bloße Macht der Gewohnheit hervor-

1) Vgl. Wundt, Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele. ² S. 367. Wundt, Hypnotismus und Suggestion, S. 48 ff.

gerufen. Wir haben es hier nur mit der Einwirkung des Affectes zu thun, und zwar desjenigen Affectes, welcher durch den Einfluss in irgend einem Sinne hervorragender oder als überlegen empfundener Persönlichkeiten ausgeübt wird. Eine solche Persönlichkeit kann entweder ein Einzelner oder eine Gesammtheit sein. Im ersteren Falle kann die Persönlichkeit als überlegen entweder an sich selbst oder vermöge ihrer Stellung und ihres Verhältnisses zu dem beeinflussten Individuum empfunden werden. Welche fascinirende Wirkung zunächst große Persönlichkeiten an sich auszuüben vermögen, wissen wir aus einzelnen historischen Beispielen, wie z. B. von Napoleon I. Für uns kommt hier nur der Einfluss in Betracht, den sie im Berufsleben zu bethätigen vermögen, indem ihre imponirende Persönlichkeit mit dazu beiträgt, den Adepten in die vorgeschriebenen festen Bahnen hineinzubannen. Es können dadurch besondere Eigenthümlichkeiten innerhalb größerer Kreise hervorgerufen werden, wie denn bekanntlich gerade in Kleinigkeiten viele Meister auf ihre Schüler abzufärben pflegen. — Durch sein Verhältniss gegenüber dem suggerirten Individuum wirkt der Einzelne überall da, wo dieses von autoritativer Natur ist. Die Autorität spielt bekanntlich im Leben der Gesellschaft überall die größte Rolle. Das Alter steht in einem solchen Verhältniss zur Jugend und ähnlich die social, wirthschaftlich und geistig höher stehenden Kreise zu den tiefer stehenden. Es ist dabei eine merkwürdige Fügung, dass gerade die genannten Gruppen und Kreise meist besonders conservativer Natur sind, das Alter wegen der Macht der Gewohnheit und Uebung, des Mangels an Initiative und dergleichen, die oberen Gesellschaftsclassen wohl vorzüglich, weil sie vermöge der vorhin analysirten Gefühlswirkungen sich mit den bestehenden staatlichen und gesellschaftlichen Zuständen besonders eng verwachsen fühlen, und die geistige Aristokratie wenigstens in Gestalt der Priesterzünfte deswegen, weil, wie oben betont, in der Götterwelt das Alte ein ganz besonders ehrwürdiges Antlitz hat. Dass der hier in Rede stehende Einfluss suggestiver Natur ist, erkennt man vorzüglich an solchen Fällen, bei denen der gesunde Geschmack und das gesunde Urtheil geradezu durch ihn verfälscht werden, z. B. bei so vielen Modethorheiten, bei den Arten von unverhältnissmäßigem Aufwand u. dgl., in denen die niederen Classen die höheren nachahmen.

Viel stärker aber ist die suggestive Wirkung, welche von der Gesamtheit auf den Einzelnen ausgeht. Welche unüberwindliche Macht die Masse für jeden darstellt, ist ja bekannt genug. Die Berufung darauf, dass alle so denken oder alle so handeln oder alle sich so benehmen, ist für fast jeden Einzelnen die oberste Instanz. Die größten Thorheiten werden geglaubt und begangen, die stärksten Verstöße gegen den guten Geschmack und die Moral werden entschuldigt und mitgemacht, weil alle es so thun. So manche jeder reellen Grundlage entbehrenden oder gar widersinnigen Anschauungen werden noch heute allgemein geglaubt, so manche Sitten und Bräuche, die unseren verfeinerten sittlichen Gefühlen widerstreiten, wie z. B. das Trinkgeldgeben in manchen Situationen oder der Jagdsport in vielen Fällen, werden blindlings gebilligt und nachgeahmt, weil man es überall so wahrnimmt und nirgend eine Ausnahme davon findet. So manche Verirrungen anderer Völker, wie z. B. die Knabenliebe der Griechen oder der maßlose Aber- und Wunderglaube des Mittelalters, lassen uns mit Tarde¹⁾ ebenfalls an die Wirksamkeit dieses Factors denken.

Der Grund für diesen suggestiven Einfluss der Gesamtheit ist in allen denjenigen Fällen deutlich, wo der Zusammenhang der Gruppen sinnlicher und anschaulicher Natur ist. In allen diesen Fällen findet bekanntlich vermöge der Ausdrucksbewegungen der Affecte und der Rückwirkung, die diese selbst auf den Gefühlslauf in verstärkendem Sinne ausüben, eine Wechselwirkung zwischen deren Individuen statt, welche überall zu einer Verstärkung der der Tendenz der Gruppe entsprechenden Gefühle in den einzelnen Individuen und zu einer Abschwächung oder Vernichtung der entgegengesetzten Gefühle in ihnen führt. Ein derartiger sinnlicher Zusammenhang zwischen den Bestandtheilen der Gruppe ist auf tieferen Stufen durchweg vorhanden; man denke z. B. an die Oeffentlichkeit des politischen Lebens, der Gerichtsverhandlungen, aller rituellen Akte u. s. w. Auf höheren Stufen aber verschwindet er immer mehr oder zieht sich wenigstens auf sehr kleine Gebiete wie z. B. die Familie zurück, die für die Erhaltung der Culturgüter keine überwiegende Bedeutung mehr haben. Indem hier der Zusammenhang innerhalb der Gruppen

1) Tarde, *Les lois de l'imitation*, 2 S. 89.

einen abstracteren Charakter annimmt, tritt an die Stelle der Wirkung der Ausdrucksbewegungen diejenige der bloßen Menge an sich und vorzüglich diejenige der Ausnahmslosigkeit. Zu ihrer Veranschaulichung gehen wir von der Wirkung aus, welche die Zustimmung oder ihr Mangel bei der Berührung eines Individuums mit einem einzelnen Menschen auf dieses ausübt. Der Durchschnittsmensch fühlt sich bekanntlich durch jede Zustimmung in seinem Selbstbewusstsein gefördert und gehoben, durch jede Ablehnung in seiner Sicherheit beeinträchtigt. Diese Wirkungen sind im allgemeinen gewiss von sehr geringem Betrage, aber nicht zu bestreiten, und selbst bei einem an Selbständigkeit weit über dem Durchschnitt stehenden Individuum werden sie nicht immer ausbleiben. Namentlich wo statt eines Menschen nacheinander mehrere Einzelstimmen in Betracht kommen, wird auch eine ziemlich sichere Natur durch ihre zustimmende oder ablehnende Haltung beeinflusst werden, entsprechend dem Dichterwort:

Durch zweier Zeugen Mund
Wird allerwegs die Wahrheit kund.

Insbesondere eine wiederholte Ablehnung pflegt auch einen einigermaßen selbstbewussten Menschen etwas aus dem Gleichgewicht zu bringen. Ebenso interessant und charakteristisch ist die bekannte Thatsache, dass auf eine Person, die von dem Urtheil eines anderen, ihm schon ziemlich vertraut gewordenen Individuums wenig mehr bestimmt wird, oft genau dieselbe Urtheilsabgabe, wenn sie aus einem fremden Munde erfolgt, einen starken Eindruck macht. — Zu erklären sind diese Dinge offenbar daraus, dass die Gesamtheit für den Einzelnen wenigstens generell die oberste Autorität hinsichtlich seiner Urtheile und seiner Handlungen darstellt. Auf die weitere Frage nach dem Grunde dieser Abhängigkeit können wir hier nur durch den Hinweis auf die Rolle antworten, welche offenbar das Selbstgefühl und das daraus entspringende Beifallsbedürfniss auf jeden Menschen ausübt; ein weiteres Eingehen auf sie würde uns an dieser Stelle zu weit führen.

Die eben angedeuteten Einwirkungen finden nun offenbar in gesteigertem Maße statt, wo dem Einzelnen eine ganze Gruppe gegenübersteht, vorzüglich also in allen denjenigen Fällen, in denen die

Gesammtheit sich in den in Betracht kommenden festen Geleisen der Cultur ohne Ausnahme und ohne Widerspruch bewegt, wie z. B. bei den meisten Sitten, den herrschenden moralischen, politischen, religiösen Anschauungen u. s. w. Die fortgesetzte Häufung entweder zustimmender oder dissentirender Meinungsäußerungen muss wegen der damit verknüpften Gefühlswirkungen schließlich eine suggestive Bedeutung für den Einzelnen gewinnen. In demselben Sinne wirkt aber negativ auch, falls der Einzelne Neigung zur Auflehnung gegen eine Culturform in sich verspürt, der Gedanke an die Häufung der Widersprüche und an die damit verknüpfte fortgesetzte Belästigung — eine Einwirkung, auf die wir schon oben hingewiesen und für die wir dort als klassisches Beispiel ein bekanntes Wort des Vicar of Wakefield angeführt haben.

Die hier besprochenen Erscheinungen der Suggestion, sowie die vorhin erwähnten Thatsachen des Unterordnungstriebes, welche letzteren zum Theil ja auf jene zurückweisen, sind ganz besonders geeignet, uns über die Natur des Gehorsams aufzuklären, ohne den keine Cultur und Gesellschaft, ja überhaupt keine Vereinigung bestehen kann. Es gibt wahrscheinlich in der ganzen Welt keine einzige Disciplin, die allein oder auch nur vorwiegend durch die Furcht aufrecht erhalten wird. Die wahren, statt dessen hauptsächlich in Betracht kommenden Kräfte bestehen zwar in den sämtlichen hier der Reihe nach betrachteten Factoren. Vorzüglich lehrreich aber sind die beiden eben genannten, weil ihre Wirkungen vom unerfahrenen Beobachter am ehesten mit denjenigen der bloßen Furcht verwechselt werden können. Wie wenig die letztere ausschlaggebend ist, beweist übrigens der anarchische Zustand so vieler primitiver Stämme, bei denen fast nur innere Kräfte das Ganze zusammenhalten. Tarde weist mit Recht darauf hin¹⁾ wie sehr auch der Gehorsam, den große Eroberer im Stile Alexanders des Großen oder Napoleons I. gefunden haben, auf solchen inneren Wirkungen beruht. Und seiner Annahme, dass überall bei den Ursprüngen der Civilisationen solche Kräfte maßgebend gewesen seien, vermögen wir nur deswegen nicht beizustimmen, weil uns die Existenz solcher Heroen zu jener Zeit nicht gesichert genug erscheint.

1) Tarde, *Les lois de l'imitation*, 2 p. 87.

10) Der allmähliche Wechsel der Generationen. Wir meinen hiermit die Bedeutung der Jugend als eines Zeitalters der Unselbständigkeit und den Einfluss der Erziehung und Tradition während dieses Stadiums. Ueberlieferung und Erziehung lassen dem heranwachsenden Geschlecht die vorhandenen Culturformen zum großen Theil bereits in Fleisch und Blut übergehen, ehe es entwickelt genug ist, um eine Kritik an ihnen zu üben oder den Versuch eines selbständigen Benehmens ihnen gegenüber ins Werk setzen zu können. Auch über die eigentliche Kindheit hinaus macht sich noch ein ähnliches Verhältniss bemerklich, insofern bekanntlich im allgemeinen die einflussreichsten Stellungen in der Gesellschaft sowohl bei den Naturvölkern wie auch bei uns im politischen, wirthschaftlichen und geistigen Leben von älteren Leuten bekleidet werden. Da diese durchschnittlich conservativer als die Jugend sind, so wirkt auch dieses Verhältniss im Sinne der Erhaltung der Culturformen. Es findet so ein merkwürdiges Verhältniss der Ausschließung zwischen der Neigung und der Fähigkeit zum Widerstande gegen die vorhandenen Culturformen statt. So lange noch die Neigung in der jungen Generation vorhanden sein könnte, hat sie nicht die Fähigkeit zum selbständigen Benehmen, und wenn sie diese erlangt hat, ist jene erloschen. Man könnte unter diesem Gesichtspunkte das heranwachsende Geschlecht unter dem Symbol eines gefangenen Vogels vorstellen, dem man erst in dem Augenblick die Freiheit wiedergibt, in dem seine Schwingen gestutzt sind.

11) Wechselwirkungen zwischen Handlung und Denkweise. Wir erläutern den hier gemeinten Factor zunächst an einigen Beispielen. Die Naturvölker, vorzüglich ihre Priester, verkehren mit der Geisterwelt bekanntlich sehr intensiv in Gestalt von Ekstasen, Visionen und Träumen. Der Inhalt dieser Bewusstseinszustände entspricht dabei dem allgemeinen Satze, dass in diesem pathologischen Zustande die Wünsche, Hoffnungen und Meinungen des Menschen anschauliche Gestalt annehmen, die subjective Seite seines Bewusstseins für ihn gleichsam Fleisch und Blut wird. In der Ekstase oder Vision erlebt der Priester dasjenige, was er vorher zu erleben glaubt oder hofft; im Traume schaut der Einzelne die Götter- oder Geisterwelt so, wie er sie sich nach dem Glauben seines Stammes gedacht

hat. Der Grund für den Inhalt dieser Zustände liegt also in den herrschenden Anschauungen. Indem diese aber durch jene einen vermeintlichen Beweis für ihre Richtigkeit finden, wirken jene wiederum im Sinne der Verstärkung auf sie zurück. Es findet also eine Wechselwirkung zwischen den Anschauungen der Gesamtheit und den Erlebnissen der Einzelnen mit dem Effecte der wechselseitigen Steigerung statt. Ein weiteres Beispiel entnehmen wir den schönen Erörterungen Herbert Spencer's über den übertriebenen Glauben der meisten Menschen an die Macht der Regierung.¹⁾ Dieser Glaube lässt das Publicum überall, wo irgend welche Mängel der Politik sich bemerklich machen, nach Abhülfe auf dem Wege der Thätigkeit der Regierung, event. auf dem Wege der Gesetzgebung rufen. Indem die Regierung diesem Verlangen im allgemeinen entspricht, verstärkt sie wiederum den Glauben an ihre Allmacht, der sie vorher zu solchen Schritten veranlasst hatte; also auch hier dieselbe Kreisbewegung mit derselben Steigerung. Aehnlich verhält es sich mit der Schätzung des Geldes: die theoretische Hochachtung des Einzelnen vor ihm entspringt zum großen Theil der Wahrnehmung, dass alle Menschen ihm nachtrachten, dieses Nachjagen aber beruht wieder zum großen Theil auf der allgemeinen Werthschätzung. Besonders deutlich wird diese Wechselwirkung bei solchen Zuständen, wo das Geld wenig praktische, genauer wenig wirthschaftliche Bedeutung besitzt, wie das bei den Naturvölkern meistens da der Fall ist, wo es lediglich als sogenanntes Binnengeld innerhalb des Stammes vorzüglich zu socialen Zwecken, wie Heirath, Einkauf in eine höhere Gesellschaftsclassen u. s. w. verwendet wird. Für unsere Auffassung hat die Schätzung des Geldes hier viel mehr einen imaginären Zug als bei uns. In der That ist jener merkwürdige Zirkel, vermöge dessen das Geld von allen geschätzt wird, weil es von allen erstrebt wird, und von allen erstrebt wird, weil es von allen geschätzt wird, hier noch viel deutlicher, weil seine Verwendung zu socialen Zwecken im ganzen doch eine seltene ist und vorwiegend das Geld noch den Charakter eines Schmuckes oder eines Luxus besitzt. Genau dasselbe können wir bei uns überall da beobachten, wo es sich um Besitzthümer handelt, die entweder gar keine oder keine in Betracht kommende praktische Verwendbar-

1) Spencer, Einleitung in die Sociologie I, S. 214.

keit besitzen wie vielfach Edelsteine, Alterthümer, Raritäten u. ä. Der sachliche Werth tritt hier vor dem subjectiven vollständig in den Hintergrund, und dieser beruht offenbar auf derselben steigenden Wechselwirkung von Schätzen und Erstreben.

Diese selbe Wechselwirkung kommt nun allgemein für die Erhaltung bestimmter Culturgüter in Betracht; nämlich vorzüglich für diejenige der Sitten, der wirthschaftlichen und technischen, der politischen und socialen Zustände, der niederen und höheren Berufsarten und auch des religiösen Rituals. Eine Sitte z. B. befolgt der Einzelne, weil die anderen es von ihm erwarten; und diese erwarten es von ihm, weil sie die Sitte überall bei den betreffenden Anlässen befolgt sehen. Der Handwerker arbeitet nach einer ganz bestimmten Schablone, weil das Publicum es von ihm verlangt, und dieses verlangt es, weil es das Handwerk sich immer in dieser bestimmten Bahn bewegen sieht. Eine ähnliche Wechselwirkung zwischen dem Künstler und dem Publicum erhält bestimmte Stilarten. Allgemein können wir die hier in Rede stehende Erscheinung auf die Formel bringen: der Handelnde benimmt sich gemäß der Erwartung der Zuschauer, und die Erwartung der Zuschauer richtet sich nach dem Benehmen des Handelnden. Wir beobachten hier eine Kreisbewegung von der denkbar größten Vollkommenheit; wir sehen die Culturformen hier in einen Zirkel gebannt, aus dem es scheinbar kein Entrinnen gibt. An dieser Stelle wird es uns recht deutlich, wie sehr die subjectiven Gründe die sachlichen bei der Erhaltung der Culturgüter an Bedeutung übertreffen.

Bei der hier betrachteten Wechselwirkung sind die Rollen des Zuschauers und Handelnden zum Theil auf verschiedene Personen vertheilt. Als Zuschauer kommen zwar alle Individuen in Betracht, hinsichtlich der Handelnden jedoch finden vorzüglich zwei Einschränkungen statt. Erstens verhält sich die Jugend, wie vorhin schon erörtert, vorwiegend receptiv; sie sättigt sich in der Rolle der Zuschauer zunächst mit den Eindrücken, welche die vorhandenen Culturformen auf sie ausüben, verwächst so innerlich ganz und gar mit ihnen, ehe sie selbst dann als Schauspieler auf die Bühne tritt, um diejenige Rolle zu spielen, mit der sie inzwischen innerlich verschmolzen ist. Eine zweite Einschränkung bildet der Beruf bei allen denjenigen Culturgütern, für deren Erhaltung nur bestimmte Berufsarten in Betracht kommen.

12) Der Rollenwechsel. Es handelt sich hierbei um den Druck, den die Gesammtheit auf den Einzelnen hinsichtlich der Befolgung gewisser Normen des Zusammenlebens, also vorzüglich gewisser Sitten, sittlicher und rechtlicher Gebote ausübt. Die Anschauungen über das, was in einem solchen Fall geschehen soll, sind an sich bei der Gruppe und bei dem Einzelnen gleich, nur werden sie bei diesem durch sein eigenes zuwiderlaufendes Interesse so sehr zurückgedrängt, dass er ohne jenen Druck oft die socialen Normen nicht befolgen und die Unterlassung vor sich selbst beschönigen würde, während umgekehrt die Gruppe, wenn sie ihn zur Befolgung drängt, sittlich nicht höher steht als er, sondern nur das Verdienst einer von der Collision entgegengesetzter Interessen befreiten Situation hat. Wir können dabei zwei Typen unterscheiden, je nachdem die Gruppe persönlich an der Befolgung der Normen uninteressirt oder interessirt ist. Wir beginnen mit dem ersten Fall. Hier steht die Gruppe als Zuschauer dem Einzelnen als Handelnden gegenüber. Allgemein gilt dabei bekanntlich der Satz, dass der Zuschauer strenger urtheilt als der Handelnde über sich selbst. Das gilt z. B. durchweg der Pflichterfüllung im täglichen Leben gegenüber. Der Einzelne ist viel geneigter, bei etwaigen Collisionen zwischen der Pflicht und widerstreitenden Interessen sich vor sich selbst zu entschuldigen und zu rechtfertigen. Der sittliche Antrieb, den er auf sich selbst ausübt, ist weit geringer als derjenige der uninteressirten Gesammtheit. Wenn z. B. der wirthschaftlich günstiger Gestellte den Anforderungen der Wohlthätigkeit innerhalb gewisser Grenzen nicht entsprechen will, so ist die Auffassung der Gesellschaft nicht deshalb so rigoros, weil ihre Mitglieder im Durchschnitt höher stehen als er, sondern weil sie von denjenigen Interessen unberührt bleiben, die seinen humanen Regungen widerstreben. Vielleicht am deutlichsten ist diese Einwirkung auf dem Gebiet der äußeren Umgangsformen, des Anstandes, der Höflichkeit und zum Theil auch noch der Billigkeit und der Gerechtigkeit. Namentlich unter den Geboten des Anstandes, der Höflichkeit und des gesellschaftlichen Ceremoniells seufzt gelegentlich wohl ein jeder, aber dennoch trägt er in allen anderen Fällen, in denen er von der Befolgung jener Normen nichts zu leiden hat, als Zuschauer und Beurtheilender mit zu ihrem weiteren Bestehen bei. Es wirkt hierbei eine Eigenschaft mit, die in anderen

Fällen sich nicht im günstigen sondern im ungünstigen Sinne bemerklich macht, nämlich die geringe Befähigung der meisten Menschen, sich in den Zustand eines andern hinein zu versetzen, insbesondere also auch die inneren Widerstände nachzufühlen und zu würdigen, die ihm die Erfüllung derartiger Normen erschweren.

In anderen Fällen hat die Gruppe ein persönliches Interesse an der Befolgung ihrer Normen z. B. bei der Bestrafung von Verbrechern, bei dem Rechts- oder Gesetzesbruch, bei der Besteuerung und überhaupt bei der Aufrechterhaltung der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung. Wenn hier die Gruppe jede Auflehnung gegen sie verurtheilt, so wirken dabei offenbar egoistische und sittliche Kräfte zusammen. Aber wesentlich ist auch hier, dass die Beurtheilenden jedesmal über der Collision der Interessen stehen, von dem Drucke frei sind, der den Widerspenstigen zur Auflehnung antreibt.

Man pflegt den hier betrachteten Sachverhalt wohl auf die Formel zu bringen: die Gesellschaft zwingt den Einzelnen wider seine eigenen Interessen zu handeln, oder man sagt auch: die sittliche, gesellschaftliche und staatliche Ordnung entspricht dem Egoismus der Gesamtheit, und diese sorgt daher für sich selbst, wenn sie den Einzelnen an der Auflehnung gegen sie verhindert. Diese Ausdrucksweise verschleiert den wahren Sachverhalt schon dadurch, dass sie sich mit der einfachen Beschreibung des complexen Zustandes und Vorganges begnügt, statt ihn in seine Bestandtheile zu zerlegen. Sie verhüllt insbesondere aber das Eigenartige dieses Verhältnisses auch deswegen, weil sie gar nicht auf denjenigen Vorgang eingeht, den wir in der Ueberschrift als Rollenwechsel bezeichnet haben. Abgesehen nämlich von den gröberen Verletzungen der bestehenden Ordnung kommt gelegentlich jeder Einzelne in die Lage, sich gegen sie zu vergehen oder gegen sie vergehen zu wollen und dabei denselben Druck der Gruppe zu erfahren, an dem er in anderen Fällen selbst mitzuwirken pflegt. In einem Bilde könnte man von einer Gruppe sprechen, deren Mitglieder sich gegenseitig selbst Ketten anlegen, von denen jedesmal ein Einzelner sich von den übrigen die Fesseln schmieden lässt, um sich danach, während das Loos der Reihe nach die anderen trifft, selber an dieser Knechtung zu betheiligen. Bei der Befolgung

der Ansprüche der gesellschaftlichen Etiquette ist dieses Verhältniss vielleicht am klarsten. Hier tritt nämlich der innere Werth der socialen Normen und damit der Antheil, den auch noch das eigene sittliche Urtheil des Widerstrebenden an der Unterwerfung hat, am meisten zurück. Hier handelt es sich in einer außerordentlichen Annäherung um einen Mechanismus, bei dem alle Einzelnen wechselseitig darauf hinwirken, einander einem Zwang zu unterwerfen, den jeder Einzelne da, wo er selbst von ihm betroffen wird, verabscheut. Von einem Mechanismus hier zu sprechen ist deswegen so angebracht, weil die Wirkung, die wir hier betrachten, nicht auf einer Entfaltung neuer Kräfte sondern nur auf einer besonders zweckmäßigen Gruppierung der wirkenden Elemente beruht. Eben deswegen ist auch der Ausdruck »Gesellschaft« so irreführend, weil es sich bei allen diesen Einwirkungen der Gruppe auf den Einzelnen keineswegs um ein verschiedenes Substrat, um eine höhere sittliche Qualität, sondern um dieselben sittlichen Kräfte handelt, die auch in dem einzelnen Widerstrebenden vorhanden sind, nur dass sie bei ihm gelähmt, bei den andern aber frei sind. Für die wunderbare und räthselhafte Zweckmäßigkeit des socialen Lebens liefert grade dieser Process des Rollenwechsels einen der lehrreichsten Belege.

II. Die sachlichen Gründe.

Es handelt sich hier um die Thatsache, dass die Formen der Cultur vielfach auch um ihrer selbst willen, nämlich wegen des ihnen beigelegten logischen, ethischen, ästhetischen oder praktischen Werthes bewahrt werden. Wir unterscheiden dabei zwei Typen. Entweder schöpft das Bewusstsein seine Ueberzeugung vom Werthe des betreffenden Culturgutes aus diesem selbst, d. h. genauer aus dem Eindruck, den es von ihm an und für sich empfängt und ebenso empfangen würde, falls es als isolirtes Wesen allein ihm gegenüberstände; oder es wird bei seiner Schätzung thatsächlich von den Anschauungen seiner Umgebung beeinflusst und sucht diese, jenes Zusammenhanges unbewusst, nachträglich vor sich und anderen aus sachlichen Gründen zu rechtfertigen. Wir unterscheiden beide Fälle als primäre und secundäre sachliche Gründe.

1) Primäre sachliche Gründe. Wir müssen hier wieder zwischen berechtigten und unberechtigten Gründen unterscheiden. Solange die letzteren lediglich auf zufälligen individuellen Verirrungen in der Schätzung beruhen, haben sie für uns natürlich kein Interesse. Es gibt jedoch auch falsche Schätzungen von allgemeiner Häufigkeit und typischem Charakter, ohne dass sie sich auf sociale Einflüsse zurückführen lassen. Vorzüglich bei der Selbsterhaltung der religiösen Systeme sprechen solche Einflüsse in hohem Maße mit. Jedes religiöse System nämlich wird einerseits von seinen Anhängern so construiert, übt andererseits auf diese solche Wirkungen aus, dass es auch für den unbetheiligten Zuschauer, der den psychologischen Mechanismus dieser Prozesse nicht zu überblicken vermag, seinen Wahrheitsbeweis in sich zu tragen scheint. Wir gehen jedoch auf diese Dinge hier nicht ein¹⁾, sondern beschränken uns auf einen kurzen Ueberblick über die berechtigten primären sachlichen Gründe. Von ihnen nennen wir zuerst den idealen Gehalt gewisser Culturgüter, d. h. ihren Gehalt an logischen, ethischen und ästhetischen Werthen. Wie weit dieser zum Fortbestehen der wissenschaftlichen Anschauungen, der künstlerischen Richtungen, der sittlichen Normen, der Sitten und des Rechtes beiträgt, bedürfte höchstens insofern einer weiteren Erörterung, als man davor warnen müsste, die Bedeutung dieses Momentes zu überschätzen. Auf diesen Punkt werden wir jedoch später im Zusammenhang der abschließenden Erörterung dieser ganzen Untersuchung zurückkommen.

In zweiter Linie ist der Nutzen gewisser Culturgüter in Betracht zu ziehen. Wir machen zunächst auf diejenige Art von Nutzen aufmerksam, die man als einen imaginären bezeichnen könnte. Wir meinen damit die religiöse Motivierung, welche, abgesehen vom religiösen Ritual selber, so viele Sitten auf primitiven Stufen aufrecht erhält. Wir haben schon oben darauf hingewiesen, wie die Götter in der Regel als besonders conservativ gedacht werden und demgemäß die vorhandene gesellschaftliche Ordnung besonders zu schützen als geeignet erscheinen. Ebenso umfassend ist die Stütze, welche aus dem

1) Skizzirt sind sie für die religiösen Systeme vom Verfasser in dem Aufsatz: »Die Selbsterhaltung der religiösen Systeme«. Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie und Sociologie. Bd. 26. S. 205—220.

realen Nutzen der Erhaltung der Culturgüter erwächst. Vorzüglich die Formen der Technik und der Wirthschaft und überhaupt aller Berufsarten kommen dabei in Betracht. Vielfach lassen sich auch die Erscheinungen des Rechts und der Sitte diesem Gesichtspunkte unterordnen. Den Nutzen der einzelnen Sitten hat bekanntlich Rudolf von Ihering scharfsinnig, wenn auch wohl etwas übertreibend, indem er zu viel in die Dinge hineinrug, erörtert. Wir weisen zur Erläuterung nur hin auf den Nutzen der Umgangsformen, welche die einzelnen Mitglieder der Gesellschaft bändigen und gegenseitig vor Ausbrüchen der Rohheit schützen; auf den Werth der Trauerkleidung, welche den Trauernden davor sichert, in unpassende Situationen hineingezogen zu werden, und die Gesellschaft vor dem peinlichen Schauspiel bewahrt, dass er sich in einer seiner Lage nicht angemessenen Weise benimmt; oder endlich an den Nutzen der Blutrache, die auf höheren Stufen vielfach da, wo ein ausgeprägter Rechtsschutz des menschlichen Lebens noch nicht vorhanden ist, diesen vermöge der Furcht vor Wiedervergeltung zu ersetzen im stande ist. Handelt es sich in diesen Fällen um einen Nutzen für die ganze Gesellschaft, so ist er in anderen Fällen auf diejenigen beschränkt, die bei der Ausübung einer bestimmten Sitte in Betracht kommen. So ist z. B. das Trinkgeldgeben zugleich dem Empfänger und auch, indem es ihm eine aufmerksame Bedienung sichert, für den Gebenden vorthellhaft. Oder bestimmte umständliche Grußformen bei Naturvölkern sichern die sich Begegnenden, indem sie wegen ihrer Umständlichkeit eine genauere Orientirung gestatten, gegenseitig vor der Gefahr plötzlichen feindlichen Ueberfalles.

In manchen Fällen tritt an die Stelle des Nutzens auch die bloße Annehmlichkeit für alle oder einen Theil der bei der Ausübung der betreffenden Sitte in Betracht kommenden Personen. So in vielen Fällen schon bei dem Trinkgeldgeben, so etwa bei der früheren Sitte der Leichenschmäuse und bei allen Formen der Gastlichkeit, so auch bei allen denjenigen Grussformen, die einen vorwiegend einseitigen Charakter haben, indem sie vorzüglich Gefühle der Ehrerbietung oder auch der Furcht gegenüber Mächtigen zum Ausdruck bringen.

2) Secundäre sachliche Gründe. Wir kommen jetzt zu denjenigen Fällen, in denen unsere Werthurtheile nicht der Natur der

Dinge, sondern einer nachträglichen Anpassung unseres Bewusstseins an die gegebenen Thatsachen entspringen. Wir können diese Anpassung etwa auf die Formel bringen: es wird zu viel in die Thatsachen hineingelegt, oder auf die andere: es gilt im Sinne Hegel's alles Wirkliche als vernünftig. Wir geben zunächst eine Reihe von Beispielen.

Auf ethischem Gebiete nennen wir zuvörderst als ein übliches Verfahren die außerordentliche Glorificirung der Geschlechtsliebe. Es ist oft ausgesprochen, dass diese als eine blinde Leidenschaft an sich weder gut noch böse ist, aber da theils sie selbst, theils ihr Schein im Leben der Gesellschaft eine große Rolle spielt und oft mit sittlichen Werthen eng verflochten ist, so hat sich die sittliche Beurtheilung den Thatsachen in durchaus einseitiger und übertreibender Weise angepasst, indem sie jene Verflechtung für nothwendig, die sittlichen Folgen für die einzig auftretenden erklärt. Die wunderbaren Sprünge ferner, in denen sich das Schamgefühl bei verschiedenen Völkern bewegt, die Widersprüche besonders, die es auch bei derselben Gruppe zeigt, z. B. bei uns, wo es zwischen der äußersten Prüderie und der weitgehenden Entblößung im Ballsaal hin- und herpendelt, legen uns die Annahme einer nachträglichen Anpassung dieser Regungen wenigstens im Einzelnen zwingend nahe. Auch die sittliche Rechtfertigung des Duells zählt hierher. Die einseitige Verherrlichung des Mitleides, der Wohlthätigkeit und der Nächstenliebe als der Angelpunkte der Moral hat ähnlich Nietzsche als Ausgeburten der Indolenz, der Bequemlichkeit und der Leistungsunfähigkeit auf höheren sittlichen Gebieten mit Recht gegeißelt. Hierher gehören ferner gewisse Urtheile über den inneren Gehalt der modernen Cultur, im besonderen solche, die in bekannter einseitiger Weise nur ihre wirthschaftliche Blüthe im Auge haben, oder die geläufige Anpreisung des großstädtischen Wesens als Blüthe der Menschheit. Als ein letztes einzelnes Beispiel führen wir das bekannte Argument an, mit dem man jeden selbst unverhältnismäßigen oder sinnlosen Aufwand des Einzelnen bei seiner Lebensführung zu rechtfertigen sucht, dass es nämlich doch immer verdienstlich sei, Geld unter die Leute zu bringen — eine Behauptung, die bei einer auch nur einigermaßen näheren Prüfung sich als so sinnlos erweist, dass sie den Stempel ihrer nachträglichen

Anpassung an gegebene Realitäten an der Stirn trägt. Endlich gehört hierher die bekannte sittliche Rechtfertigung der bestehenden gesellschaftlichen Institutionen wie der Ehe, des Besitzes, der Gliederung einer Gesellschaft in Stände und Classen, der Art der Regierung und ihrer Thätigkeit, der Kirche u. s. w. Das naive Denken ist gewöhnt, allen diesen Institutionen, indem es in einseitiger Weise bei ihnen lediglich das Licht, nicht den Schatten sieht, eine übertriebene sittliche Bedeutung beizulegen und sie als völlig unentbehrliche Grundlagen alles humanen Lebens zu denken, die durch keine anderen ersetzt oder auch nur modificirt werden könnten. Wenn man bedenkt, wie einige dieser Institutionen ursprünglich vorzugsweise auf Raub, List und Gewalt und dergleichen sich aufbauten und sich erst später mehr oder weniger ethisirt haben, so wird man an das den Typus dieser Erscheinungen charakterisirende Dichterwort gemahnt: Sei im Besitze und du wohnst im Recht. — Eine ähnliche Anpassung stellt die Rechtfertigung mancher Erscheinungen unter dem Gesichtspunkte ihrer Zweckmäßigkeit oder Nützlichkeit dar, indem diese letzteren thatsächlich häufig viel geringer, als man annimmt, oder völlig illusorisch sind. Wir meinen eine Fülle von Gebräuchen und Gepflogenheiten in den verschiedenen Gewerben, den Maßregeln der Regierung, der Schule, der Kirche oder den Gewohnheiten anderer Berufsarten. Mit einem besonderen Falle dieses Typus hängt die von Herbert Spencer so eingehend geschilderte naive Ueberschätzung der Macht des Staates zusammen, den das populäre Denken so gern als ein alles vermögendes Wesen auffasst, welches durch Gesetz und Institutionen alle Schäden zu heilen vermöchte, obwohl die Erfahrung täglich das Gegentheil beweist. Diese Ueberschätzung bedeutet nicht nur an sich eine Anpassung des Werthurtheiles an die Realität, sondern bildet auch die Grundlage für die eben erwähnte Rechtfertigung so vieler staatlicher Maßregeln unter dem Gesichtspunkte der Nützlichkeit.

Indem wir aus dem ästhetischen Gebiet nur die nachträgliche Rechtfertigung auch der unsinnigsten Moden im Gebiete der Tracht oder der Umgangsformen, sowie die sachliche Begründung so mancher Tagesströmungen auf dem Gebiete der Literatur oder Kunst nennen, wenden wir uns sofort den logischen Anpassungen zu, d. h. der Thatsache, dass Urtheilen, die von Haus aus einen rein socialen

Ursprung tragen, lediglich von anderen suggerirt sind, nachträglich mit voller subjectiver Ueberzeugung das Prädicat der Wahrheit beigelegt wird, und man ihnen eine Fülle von Argumenten zur Stütze gibt, sie auch deductiv zur Erklärung anderer Thatsachen in einer Weise zu verwenden sucht, als habe lediglich die Natur der Dinge zu ihrer Bildung Anlass gegeben. Wenn die Bororo z. B. die Kopfschmerzen eines Menschen, der vorzeitig aus dem Schlafe geweckt wird, damit erklären, dass die ausgeschwärmte Seele bei der Rückkehr sich zu sehr abhetzen muss, so dienen ihnen solche Deductionen als nachträglicher Wahrheitsbeweis von Anschauungen, die ursprünglich einen vorwiegend gesellschaftlichen Ursprung haben. Dieselbe Erscheinung beobachten wir heute vielfach bei der Vertheidigung der vielen Arten von Naturheilverfahren und verwandten Methoden, wie den Heilmitteln des Spiritismus oder den Gebetswirkungen. Ueberall wird von den Anhängern dieser Methoden hinterher eine Fülle von Gründen und Thatsachen für ihre Richtigkeit ins Feld geführt und die ursprünglich rein subjective Entstehung dieser Wahngelbilde erscheint so ihren Jüngern selbst nachträglich als lediglich durch die Gewalt der Thatsachen hervorgerufen. Ein verwandtes Schauspiel ist es, wenn auf religiösem und politischem Gebiet die Anhänger aller Parteien mit gleichem Eifer für die ausschließliche Richtigkeit ihrer jeweiligen Ueberzeugungen eintreten, gleich als seien diese lediglich aus den Thatsachen selbst geschöpft.

Wir kommen jetzt zu den Gründen dieser Anpassung unserer Werthurtheile an die Thatsachen. Einige davon sind bereits im ersten Theile unserer Erörterung erwähnt worden. Wir nennen davon zunächst die Thatsache der Denkgewohnheit, die, wie wir sahen, alles das, was allgemein gültig und ausnahmslos ist, auch als nothwendig erscheinen lässt. Indem sie so den festen Rahmen, in dem sich alles Leben abspielt, als etwas, das man nicht anders denken kann, als den Ausfluss einer inneren Nothwendigkeit hinstellt, schafft sie damit gleichsam ein Zwischenglied, welches zwischen der Thatsächlichkeit der Dinge und ihrem inneren Werth vermittelt, schafft sie damit eine Grundlage, auf der erst die übrigen Ursachen in Wirksamkeit zu treten vermögen.

Diese können wir in solche von intellectueller und von emotionaler Beschaffenheit eintheilen. In ersterer Beziehung kommt die

Wirksamkeit der Analogie in Betracht. Wir erläutern sie zunächst an den Verirrungen des Intellectualismus, welche bekanntlich darin bestehen, dass man das Zweckbewusstsein und den Grad der Berechnung im menschlichen Handeln überschätzt, oder dass man die Ergebnisse der eigenen Reflexion in ein Handeln und Benehmen hineinträgt, welches analoge Wirkungen, aber nicht analoge Ursachen hat¹⁾. Diese Uebertragung entspringt vorzüglich dem Umstand, dass im allgemeinen diejenigen Bewusstseinsprocesse, welche mit einem größeren Aufwand von Ueberlegung ablaufen, dem Menschen gleichsam am meisten in die Augen fallen. Sie erscheinen ihm daher leicht als die einzige Art des Benehmens und Handelns und werden demgemäß zur Erklärung aller anderen Processe verwendet. Auf derselben Analogie beruht es offenbar zum großen Theile, wenn so viele feste Formen im Bereiche der Berufsarten, insbesondere der gewerblichen und technischen, wie auch so viele Institutionen und Maßregeln der Regierung und Verwaltung als Ergebnisse zweckmäßiger Reflexion und zweckbewusster Thätigkeit hingestellt werden; der Schluss von gewissen Erscheinungen, bei denen wirklich eine solche Reflexion stattfindet, ist hier offenbar. Ein ähnlicher Trugschluss ist es, wenn man in die Erscheinungen der Sitte ein zu großes Maß von Zweckbewusstsein hinein deutet, oder wenn man heutzutage so viele Kurpfuschereien als zweckmäßig zu rechtfertigen sucht. Dieselbe verfehlte Uebertragung findet vielfach im Gebiete der ethischen und ästhetischen Erscheinungen statt, indem auch hier von einem Theile der Erscheinungen in unberechtigter Weise auf einen anderen geschlossen wird.

Die emotionalen Gründe der Anpassung entspringen theils der Natur des menschlichen Bewusstseins an sich, theils der Art, wie die Außenwelt auf es einwirkt. In ersterer Hinsicht kommt die Wirkung des Selbstgefühls in Betracht. Wir erinnern zur Erläuterung an eine individuelle Analogie: jemand, der für eine bestimmte Handlung oder Handlungsweise den wahren Grund vergessen hat, wird, wenn er nach einem solchen gefragt wird, in der Regel seine Unwissenheit vor anderen, wie vor sich selbst verschleiern und einen nachträglich gebildeten Grund angeben. Eine Hauptursache

1) Vgl. Wundt, Logik² II, 2. S. 156.

dieser Verschiebung ist offenbar das Selbstgefühl, welches sich gegen den Gedanken des planlosen und unüberlegten Handelns sträubt. Bei der Erhaltung der Culturformen kommt es in derselben Weise für viele praktische Culturgüter, insbesondere für die Formen der Sitte und des Rechtes, für die Berufsthätigkeit sowie für die staatlichen Institutionen und Maßregeln in Betracht. Auch hier sträubt das Selbstgefühl sich gegen die Vorstellung, ohne rationelle Begründung sich in den herkömmlichen Geleisen in ebenso mechanischer Weise zu bewegen wie ein Pferd, das im Kreise zu gehen gezwungen ist. Dass die ethischen, religiösen und metaphysischen Werthurtheile, der Glaube an den Werth der sittlichen Normen und an die Wahrheit einer übersinnlichen Welt ebenfalls zum Theil dem Selbstgefühl entspringt, ist klar. Es handelt sich dabei, könnte man auch sagen, um eine Art Projection des Ichs, welches die Ueberzeugung seines eigenen Werthes, den Wunsch seines eigenen Beharrens auf die umgebende Lebensordnung und das Weltganze überträgt, sodass man auf diese Erscheinung auch den vorhin erörterten Gesichtspunkt des Analogieverfahrens anwenden könnte. Für die Neigung, den Sitten, Umgangs- und Lebensformen, die unser tägliches Thun und Treiben regeln, einen eigenen Werth beizulegen, kommt dieses Selbstgefühl vorzüglich in Verbindung mit der oben erörterten Wirkung der Denkgewohnheit in Betracht; erscheint nämlich jener Rahmen erst einmal als nothwendig, als gar nicht anders zu denken, so erweckt das Selbstgefühl nachträglich das Verlangen diese Nothwendigkeit als eine sinn- und werthvolle aufzufassen.

Von denjenigen emotionalen Gründen, welche aus der Wirkung der Außenwelt auf das Individuum entspringen, haben wir bereits zwei im ersten Theile namhaft gemacht, nämlich die Gefühlswirkung und die Wirkung der Suggestion (s. oben Nr. 6 u. 9). Beide wirken ja dahin, dass uns die thatsächlichen Formen der menschlichen Cultur als werthvoll erscheinen. Als eine weitere Ursache derselben Art kommt die allgemeine Thatsache der Voreingenommenheit und der Disposition in Betracht, deren Grund stets ein emotionaler ist. Wie sehr beide Wahrnehmung, Erinnerung und Deutung der That-sachen verfälschen, ist bekannt. In diesem Sinne wirken zunächst Partei- und Standesinteressen; ferner wirkt im Gewerbe, in den Berufsarten ähnlich die Rücksicht theils auf das Publikum, theils

auf die Vorgesetzten. Herbert Spencer hat in seiner »Einleitung in das Studium der Sociologie« diese Wirkung der Voreingenommenheit so ausführlich geschildert, dass wir uns damit begnügen, auf ihn zu verweisen. Wir entlehnen ihm nur noch ein Beispiel. Die Thatsache, dass durchschnittlich die Verheiratheten eine längere Lebensdauer als die Unverheiratheten haben, wird gern als ein Beweis für die vortheilhaften Wirkungen der Ehe hingestellt. Thatsächlich liegt dabei eine Verwechslung von Wirkung und Ursache oder vielmehr eine Verwechslung der Ursache mit dem Auftreten von zwei Parallelwirkungen vor, insofern eine bessere Gesundheit sowohl die Eheschließung wie die Lebensdauer begünstigt. Aber die allgemeine Ueberzeugung vom Werth der Ehe disponirt hier von Anfang zu einer derartigen Deutung der Thatsachen. Man könnte dabei auch wieder an eine Wirkung des Selbstgefühls denken, wie ja überhaupt die verschiedenen Factoren sich nicht streng sondern lassen. — Als einen besonderen Grund jener Voreingenommenheit, welche uns den festen Rahmen unseres Lebens von vornherein als werthvoll erscheinen lässt, führen wir hier weiter noch eine Thatsache an, die man als Abfindung durch die Sitte bezeichnen könnte. Die Ausübung mancher Sitten fasst nämlich das populäre Denken gleichsam als ebenso viele hinreichende Befriedigungen für entsprechende Forderungen des Gewissens auf. Die Einehe zum Beispiel gilt als hinreichende Erfüllung der Forderung der sexuellen Reinheit, gewisse Arten und Veranstaltungen der Wohlthätigkeit als hinreichende Erfüllung der Gebote der Humanität, gewisse Arten der öffentlichen Anerkennung oder Ehrung etwa als hinreichender Ausweis für die Trefflichkeit der Lebensführung des betreffenden Individuums u. s. w. Indem in allen diesen Fällen der Mensch sich vor seinem eigenen Gewissen als gerechtfertigt erfindet, erscheinen ihm auch die bestehenden Institutionen und Zustände überhaupt als den sittlichen Anforderungen genügend. Der ganze Rahmen und Hintergrund unseres Lebens erscheint so gegenüber allen etwaigen Kritiken, die an ihm rütteln wollen, als von unwiderleglicher Zweckmäßigkeit und Gediegenheit und dieses allgemeine Gefühl schafft offenbar einen Boden für alle Anschauungen, welche nun auch den einzelnen Culturgütern einen besonderen Werth zuschreiben. — Endlich erwähnen wir als letztes Beispiel für die Wirkungen der Voreingenommenheit die

Erscheinungen der falschen Statistik: Interessen, die zu den herrschenden Anschauungen passen, werden getreuer im Gedächtniss bewahrt als solche von entgegengesetzter Art, woraus das Bewusstsein natürlich neue Nahrung für seine Voreingenommenheiten schöpft. Erfüllte Weissagungen, gelungene Wunderkuren, Fälle, die einem Sprichwort Recht geben, Erscheinungen und Thatsachen, die einer wissenschaftlichen Theorie entsprechen, werden überall in dieser Weise vom Bewusstsein ganz anders gewerthet als die entgegengesetzten Dinge.

Schlussbemerkung.

Das wichtigste Ergebniss unserer ganzen Betrachtung ist die Einsicht in das Verhältniss, in dem die subjectiven Gründe für die Erhaltung der Cultur zu den objectiven stehen. Zu den subjectiven rechnen wir dabei nicht bloß diejenigen, die wir bisher als die formalen bezeichnet haben, sondern auch die secundären sachlichen. Bei dieser Begrenzung des Begriffes unterscheiden sich die subjectiven Gründe von den sachlichen dadurch, dass sie gegen den Inhalt des betreffenden Culturgutes gleichgültig sind, einen Mechanismus darstellen, der unabhängig von dem Werthe seines Gegenstandes functionirt. An Stärke überwiegen nun offenbar die subjectiven Gründe bei weitem die objectiven. Um die Bedeutung dieser Thatsache unklar zu machen, betrachten wir zunächst der Reihe nach zwei fingirte Zustände der Gesellschaft, welche sich ergeben, wenn wir uns die eine oder die andere Gruppe von Factoren ausgeschaltet denken.

Denken wir uns die subjectiven Gründe ausgeschaltet, so erhalten wir eine Auffassung von der menschlichen Cultur, welche dem Ideenkreis der Aufklärung im wesentlichen entspricht. Diese legte ja ihren Constructionen nach Art des Naturmenschen und der Naturreligion ein Geschöpf zu Grunde, das man als isolirten Vernunftmenschen bezeichnen kann. Zunächst wurde der Mensch bekanntlich als ein von Haus aus ungeselliges Wesen betrachtet, das mit einem Stamme ein für alle Mal gegebener Eigenschaften, welche den Inbegriff der menschlichen Natur ausmachen sollten, von vorn herein ausgestattet, lediglich in äußere Beziehung zu den übrigen Menschen träte, die an dieser seiner Natur nichts Wesentliches zu ändern oder wenigstens nichts zu verbessern vermöchten; denn die Einflüsse der

Gesellschaft auf das Individuum war man bekanntlich mehr geneigt in der Hauptsache als depravirende, von der Reinheit der Natur hinwegführende aufzufassen. Ferner schrieb man dem Menschen ein so hohes Geistesniveau zu, dass sein ganzes Benehmen in erster Linie durch adäquate Gründe, insbesondere durch richtige logische, ethische und ästhetische Werthschätzungen geleitet würde. Für diese Anschauung beruhte die Erhaltung der Cultur demgemäß vorzüglich auf der Einsicht in den Werth der einzelnen Culturgüter, ähnlich wie man ja auch deren Erschaffung hauptsächlich auf zweckbewusste Thätigkeit, insbesondere auf vorwegnehmende Berechnung ihres Werthes zurückzuführen pflegte. Mit dieser Auffassung stand freilich die andere, eben genannte von dem depravirenden Einfluss der Cultur in einem gewissen Widerspruch; indessen milderte sich dieser durch die wiederum auf den Grundgedanken zurückführende Annahme, dass eine Befreiung von jenen irreleitenden Einflüssen und eine Rückkehr zu dem gesunden Zustande der Natur im Princip für möglich galt. — Wie verfehlt dieser Ideenkreis ist, bedarf keines Wortes; insbesondere würde die ganze Reihe der von uns erörterten subjectiven Gründe für die Erhaltung der Culturgüter genügen, um seine Unrichtigkeit aufzudecken.

Die entgegengesetzte Anschauung, für welche die Wirksamkeit der objectiven Factoren nicht existirt, begegnet uns schon in dem Gedankenkreise der Sophistik und ist neuerdings im Zusammenhange mit dem Entwicklungsgedanken in Gestalt eines unbeschränkten Relativismus ausgeprägt worden. Für diese Anschauung haben die Culturgüter fast nur einen conventionellen Werth.

Der wahre Sachverhalt liegt offenbar zwischen diesen beiden Extremen, aber doch dem letztgenannten bedeutend näher als dem erstgenannten. Wir machen uns diese Thatsache am besten dadurch klar, dass wir eine, mit unserem Thema verwandte Frage hier kurz erörtern: Wie entstehen die Culturgüter? Da nämlich die subjectiven Factoren jeden ihnen einmal vorgegebenen Inhalt unabhängig von dessen inneren Eigenschaften wie einen Mechanismus erfassen, so kommt es offenbar vorzüglich darauf an, welcher Stoff ihnen gegeben wird. Der Vorgang, auf den wir so hingewiesen werden, steht zu dem von uns in dieser Abhandlung betrachteten in einem Verhältniss sowohl der Verwandtschaft wie des Gegensatzes. In einem

gegensätzlichen Verhältniss insofern, als die für die Erhaltung der Cultur thätigen Factoren nicht nur sämmtlich einer Umwandlung der bestehenden Zustände, sondern einige von ihnen auch jeder Neuschaffung von Culturgütern sich widersetzen. Ein Verhältniss der Verwandtschaft aber ist deswegen vorhanden, weil in der Hauptsache für den Process der Umwandlung und Neuschaffung dieselben Kräfte in Betracht kommen wie für den der Erhaltung — eine Beziehung, die es uns auch begreiflich macht, warum der eben genannte Widerstand in manchen Fällen nicht zur Geltung kommt. Auch für die Entstehung der Culturgüter kommen formale und sachliche Motive in Betracht. Als formales Motiv ist vor allem der Factor der Eitelkeit zu nennen, dessen Einfluss auf die Schaffung von Moden längst bekannt ist, und über dessen Bedeutung für manche andere insbesondere wirthschaftliche Culturgüter uns eine kürzlich erschienene Veröffentlichung¹⁾ in dankenswerther Weise belehrt hat. Die sachlichen Gründe können wir in derselben Weise wie bei unserem Thema in primäre und secundäre eintheilen, und die letzteren sind dann auch hier mindestens in demselben Maße wichtig wie die ersteren. Im Ganzen überwiegen jedenfalls auch hier die subjectiven vor den objectiven Factoren — ein Missverhältniss, das in Verbindung mit dem entsprechenden Missverhältniss bei der Erhaltung der Culturgüter uns eine sehr pessimistische Anschauung über den Grad des Conventiellen in unserer Cultur nahe legt.

Allerdings enthalten die Dinge selbst gegen dieses Ueberwiegen des Conventiellen gewisse Gegengewichte in sich, vorzüglich nach zwei Seiten. Erstens sehen wir die logische, ethische und ästhetische Werthschätzung bei der Entwicklung der Cultur neben den subjectiven Factoren vielfach eine große Rolle spielen. Auch in der krausesten Mythologie lässt sich eine gewisse primitive Logik, auch in dem Zusammenleben der niedrigsten Horden ein gewisser Grad von Altruismus, auch in den Kunstleistungen der rohesten Stämme ein gewisses Maß von ästhetischem Gehalt nicht verkennen. Vor-

1) B. Gurewitsch, Die Entwicklung der menschlichen Bedürfnisse und die sociale Gliederung der Gesellschaft. (Staats- und socialwissenschaftliche Forschungen Bd. XIX, Heft 4.) — Eine ausführliche Besprechung des Buches und zugleich eine Erörterung des im Text oben in Rede stehenden Problems vom Verfasser in der Zeitschr. f. Socialwissenschaft, Bd. 5.

züglich für die Weiterentwicklung und Umgestaltung der Culturgüter sind diese Motive von der größten Bedeutung, sofern sie einen einmal, wenn auch aus minderwerthigeren Motiven geschaffenen Thatbestand nachträglich durchdringen und seine Weiterentwicklung hervorrufen können. Auf dem Gebiet des sittlichen Lebens hat Wundt diesen Process als Verschiebung der Motive bezeichnet und näher beleuchtet. Die Blutrache wird z. B. auf diesem Wege aus einem Geschöpf der blinden Rachsucht zu einem bewussten Mittel, das Leben zu sichern; die Gastfreundschaft aus einer Ausgeburts egoistischen Aberglaubens zu einem Ausdruck humaner Regungen u. s. w. Zweitens ist ein innerer Werth einzelnen Culturgütern von Haus aus immanent. Insbesondere gilt das für das Gebiet des sittlichen Lebens. Zunächst besitzen hier alle Gebote, unabhängig von ihrem Inhalt, den großen formalen Werth den Eigenwillen zu bändigen und zu brechen; insbesondere den so überaus zahlreichen religiösen Geboten der niederen Völker hat man, ungeachtet ihres oft so absurden Charakters, schon immer mit Recht diesen Nutzen nachgerühmt. Aber auch sachlich muss man den Satzungen, Geboten und Sitten eines Stammes, indem man darin dem Ideenkreis des Utilitarismus beistimmt, nachsagen, dass wenigstens ein großer Theil von ihnen dem Nutzen der Gesamtheit entspricht, in diesem Sinne also einen ethischen Werth besitzt.

Trotz dieser Gegeninstanzen liegt aber, wie gesagt, der wahre Sachverhalt dem conventionalistischen Extrem näher als dem idealistischen. Der Eindruck, den wir von den Grundlagen der Cultur und deren gesammtem Charakter durch unsere Betrachtung erhalten haben, ist ein vorwiegend pessimistischer. Die Wirksamkeit der Gesamtheit der von uns erörterten Factoren kann man angesichts der Sicherheit, mit der sie dem Einzelnen völlig unbewusst und völlig unabhängig von seiner Willkür functioniren, mit einem Mechanismus vergleichen; und sie stimmt mit einem solchen auch darin überein, dass sie, wie jeder Mechanismus, blind ist, d. h. ihren Stoff unabhängig von dessen Werth verarbeitet. Man könnte diesen Mechanismus auch als einen überpräcisen bezeichnen, sofern er, teleologisch betrachtet, oft über sein Ziel hinauschießt; denn er widersetzt sich vielfach, wie wir sahen, auch der Umwandlung der bestehenden und der Schaffung neuer Culturgüter. Seine Zweckmäßigkeit ist oft rein

immanent und mit unseren Werthurtheilen in Widerspruch; denn manches, was er schützt, wie z. B. die religiösen Systeme und die übertriebenen Anschauungen von der Macht und Bedeutung des Staates, sind für das Bestehen der Gesellschaft und Cultur von der größten Bedeutung, ohne vor einer sachlichen Werthschätzung entsprechend bestehen zu können. Wir können zusammenfassend sagen: die rationalen und idealen Kräfte bei der Erhaltung der Culturgüter sind verhältnissmäßig von so geringer Bedeutung, dass sie überhaupt an der Grenze ihrer Wirksamkeit stehen. Der Mechanismus, den wir im Vorhergehenden aufzudecken versuchten, verdankt seine Stärke jedenfalls vorzüglich den subjectiven Factoren; die objectiven Factoren dagegen verleihen ihm vorwiegend seinen Werth. Darin, dass auf diese Weise die subjectiven Factoren in den Dienst der objectiven treten, dass sie gleichsam ihrer Indifferenz enthoben werden, liegt gewiss vom teleologischen Standpunkte aus eine außerordentliche Zweckmäßigkeit des Apparates. Aber sie wird wieder sehr beeinträchtigt durch den geringen Raum, den überhaupt die objectiven Factoren einnehmen. Den inneren Werth einer jeden, insbesondere auch unserer Cultur, der ja durch die Größe dieses Raumes wesentlich mitbestimmt wird, dürfen wir uns demgemäß nicht als zu hoch vorstellen, und in der That gehört es zu den Absichten der vorangegangenen Betrachtung, vor einer übertrieben optimistischen Schätzung unseres Culturniveaus zu warnen.
